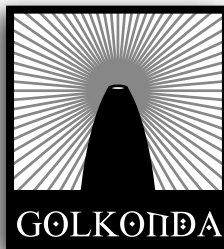


**Die vorliegende Neuauflage von *Straußfedern*
wurde von den Herausgebern und vom Verlag
mit großer Mühe und Sorgfalt erarbeitet.
Diese kostenfreie PDF darf ausschließlich zu privaten und
wissenschaftlichen Zwecken genutzt werden.
In allen anderen Fällen wenden Sie sich bitte an den Verlag.**



2

LUDWIG
TIECK
NACH DER
AUSGABE
STRAUSS
FEDERN
LETZTER
HAND

GOLKONDA

Herausgegeben
von Jürgen Joachimsthaler

Ludwig Tieck, Straußfedern II
Kritische Edition nach dem Abdruck in den Schriften (1828–1854)

Textredaktion: Franz Josef Knelangen & Christian Schobeß

Varianten und Korrektur:
Philipp Meine, Rebecca Ruth, Verena Thinnes,
Romy Traeber, Daphne Tokas

Inhalt

»Ulrich, der empfindsame«	7
»Fermer, der geniale«	55
»Der Naturfreund«	73
»Die gelehrte Gesellschaft«	89
»Der Psycholog«	107
»Der Roman in Briefen«	115
Anhang	
Quellenverzeichnis	147
Varianten zum Erstdruck	149
Emendationen	165

Typographie & Satz: Hardy Kettlitz
Gestaltung: s.BENeš [<http://benswerk.wordpress.com>]
Druck: Schaltungsdienst Lange, Berlin

ISBN 978-3-946503-02-6

© dieser Ausgabe 2016 by Golkonda Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten

Golkonda Verlag
Charlottenstraße 36 | 12683 Berlin
golkonda@gmx.de | www.golkonda-verlag.de

Ulrich, der empfindsame.

Erzählung.

1796.

5 | In einer Stadt, wo man schon sehr früh, um die Aufklärung zu befördern, Leihbibliotheken einrichtete, damit die Jugend, so wie sie lesen könne, lerne, wie man lieben und verzweifeln, deklamieren und tragiren, auch wie man zärtliche Dialogen führen müsse; in dieser Stadt, wo die Knaben im zwölften Jahre Verse machten und im vierzehnten die Dichter Deutschlands vom ersten bis zum letzten rezensiren konnten, in dieser Stadt lebte *Hartmann*, ein alter reicher Kaufmann, den die jungen Leute geizig nannten, weil er sich einfach trug und kein Mitglied ihrer Ressourcen war, man ihn auch nie auf einem Kaffeehause Billard spielen sah; alte
10 Leute nannten ihn einen Sonderling, weil er fast mit Niemand in der Stadt Umgang hatte, sondern sich immer nur mit sich selber beschäftigte.

Hartmann hatte in seinen jüngern Jahren viele Reisen gemacht, und war dabei mit mancherlei Menschen in Bekanntschaft
20 gerathen; er hatte viel erfahren, und sich mit in den bunten verworrenen Zirkeln gedreht, aus denen das seltsame Ding vom menschlichen Leben gebildet ist. Er hatte hundert Freunde treulos und eigennützig, tausend Bekannte albern und langweilig, dreitausend Frauenzimmer koquett und ohne Herz gefunden, so
25 daß ihm, als er älter ward, der Umgang mit Menschen anekelte. Er etablierte eine Handlung und | spekulierte kaltblütig und gut, sein Vermögen wuchs mit jedem Jahre, und um einen Erben seines Geldes und seiner Handlung zu haben, heirathete er ein unbefangenes, einfältiges Mädchen, die ihm nach zwei Jahren einen Sohn
30 zur Welt brachte, nach dem er sich gesehnet hatte. Von dieser Zeit an bekümmerte er sich wenig um seine Frau, er hatte keine Freunde und Bekannten, sondern lebte gewöhnlich in einem verschlossenen Zimmer unter seinen Rechnungen und Büchern, mit denen er sich den ganzen Tag beschäftigte. Es ist ausgemacht, daß

einen Menschen, dessen Seele beruhigt ist, nichts so sehr anzieht, als seine Arbeiten, sie mögen nun bestehn, worin sie wollen; er bildet sich nach und nach eine Welt um sich her, die ihn in der Einsamkeit genügend unterhält. Viele Leute, die diese Selbstbeschäftigung nicht begreifen konnten, und gern irgend etwas Wunderbares erzählen mochten, vertrauten daher jedem unter dem Siegel der Verschwiegenheit: der alte *Hartmann* sei eigentlich ein Goldmacher.

Die Frau *Hartmann* war sich also mit ihrem Sohne *Ulrich* ganz selber überlassen, so daß sie ihn erziehen und verziehen konnte, wie sie nur wollte. Sie hatte einen eignen kleinen Schrank voll empfindsamer Erziehungsschriften in das Haus gebracht, deren Theorie jetzt bei dem Knaben praktisch angewendet wurde.

Dieser *Ulrich* ist der Held der gegenwärtigen Geschichte. Da er der einzige Sohn war, ward er von den Muhmen und Vettern der Mutter natürlicherweise für ein Genie erklärt; er konnte sich schon, noch eh er sprechen lernte, allein in die Speisekammer finden, und als er sich die menschliche Sprache erworben hatte, wußte er sehr geschickt den Diebstahl der eingemachten Sachen, die man vermißte, von sich abzulehnen und auf das Gesinde zu schieben.

Hartmann hatte in der Stadt nur noch einen einzigen Verwandten, den er je zuweilen sah, einen abgedankten und auf Pension gesetzten Offizier, und von diesem hatte der junge Sprößling eben den Vornamen *Ulrich* empfangen.

Hätte der alte *Hartmann* einigen Geschmack gehabt, oder nur im *Tristram Shandy* das Kapitel von den Namen gelesen, so würde er gewiß nicht so unbesonnen gewesen sein, seinem Erben aus bloßer Höflichkeit einen Namen von so übler Vorbedeutung zu geben. —

Es ist seltsam, wenn man bedenkt, was sich die Menschen einander für Höflichkeiten erzeigen. *Hartmann* nannte seinen Sohn *Ulrich*, und bedachte dabei nicht, daß er seinem Freunde, dem auf Pension sitzenden Offizier, den Charakter, ja das Glück von vielen Jahren seines Sohnes aufopfere. Denn in keiner Sache kann ich so sehr mit dem alten *Shandy* sympathisiren, als eben in seiner

wunderbaren Theorie über die Namen; ich halte nicht nur alles für wahr, was sein Sohn in dem bekannten Kapitel schreibt, sondern ich bin sogar oft in Versuchung gekommen, dieses Kapitel besonders abdrucken zu lassen, und es mit einem Kommentar und neuen Zusätzen zu versehen. — Ich will nur zu bedenken geben, welche sonderbaren Eindrücke in der Seele eines Kindes entstehen müssen, wenn es sich immer mit einem dumpfen Laut, wie ein verzauberter Geist, *Ulrich* gerufen hört, wenn es diesen seltsamen Klang mit dem Begriff seiner Ichheit verbindet: ob dies nicht einen Einfluß auf das ganze Leben des Menschen haben muß, und sich daraus tausend Charakterzüge nach und nach entwickeln können, die man sonst gewiß nicht an ihm finden würde. Man erwäge nur, an welche Zufälligkeiten sich der zarte Kindergeist lehnt, und die nach und nach seine Originalität bilden, um einzusehn, daß es nicht ganz und gar Narrheit war, was die Weisheit des alten *Shandy* sprach.

In Campens Kinderbibliothek lernte der junge *Ulrich* lesen, auch wurden ihm oft gute und erbauliche Kupferstiche vorgehalten; man hielt ihm die großen Muster einiger Kinder, als *Gretchen*, *Minchen* oder *Wilhelmchen* beständig vor Augen; auch wurde ihm die Moral und Religion **in nuce** beigebracht, und der Knabe wuchs und gedieh, und es fehlte weiter nichts, als daß man ihn in Kupfer stechen und eine Epopöe in Hexametern auf ihn dichten ließ.

Ein junger Mensch, mit Namen *Seidemann*, ward in dem Hause bekannt, und sein zartes Herz fühlte sich vom ersten Tage zu der hoffnungsvollen Pflanze hingezogen. Er kam unlängst von der Universität, und hatte einen Dornenstock, abgeschnittene Haare, viel Weltkenntniß und wenige Hefte mitgebracht: er war jetzt über *Dessau* gekommen, um das weltberühmte Philanthropin in Augenschein zu nehmen, und sein Herz schlug so gewaltig, als er die Meritentafeln mit goldenen Punkten, die Ordensbänder und das Privattheater, die Uniform und das Voltgirpferd sah, daß er das Gelübde that, wenigstens im Kleinen eben so viel zu wirken, wenn es ihm etwa nicht gelingen sollte, in's Große zu gehn.

Gottlob, daß alle diese Narrheiten, von denen ich hier spreche, nun in die Polterkammer geworfen sind, wo sie bald mit so dickem Staube werden überzogen sein, daß man ihre eigentliche Farbe und Gestalt gar nicht | erkennen kann, daß unsere Nachkommen uns nicht werden glauben wollen, wenn wir ihnen
5 von den wunderseltsamen Fratzen erzählen, die wir erlebt haben. Nirgends zeigt sich mehr Mannichfaltigkeit, nirgends größere Abwechslung, als in den menschlichen Narrheiten; wer kann die gedrängte Schaar zählen und übersehn, die seit funfzig Jahren allein unser Deutschland durchzogen hat? Das Füllhorn leert sich
10 immer wieder von neuem und wird doch nicht erschöpft; Dichter und Rezensenten, Pädagogen und Philosophen, Kleiderthoren und Jakobiner, Aufklärer und Schwärmer, Betrüger und Betrogene, Feuillants und Terroristen, Journale und Zeitungen, Fausts Gesundheitskatechismus und die Debatten für und gegen die Beinkleider, — und alles zum *Besten der Menschheit!* Da sich jetzt
15 von allen Seiten so viele Aerzte hinzudrängen, so sollte man fast auf den Gedanken kommen, daß sie in den letzten Zügen läge, so daß man nur noch in der Eil alle möglichen Mittel aufbieten müsse, um sie zu retten. Aber die Menschheit krankt eigentlich
20 nur an diesen unberufenen Aerzten, es geht ihr wie den Staaten, wo oft *die* Mitglieder allen Unfug anrichten, die sie regieren und verbessern wollen. — Doch damit nur etwas wirklich Heilsames zum Besten der ganzen Menschheit geschehe, will ich in meiner erzmoralischen Erzählung fortfahren, und mir nicht durch
25 unnütze Anmerkungen unter meinen eigenen Lesern einen Haufen von Feinden erwecken.

Also Herr *Seidemann* erbarmte sich des jungen *Ulrich*, und erhob ihn zum Stande eines ordentlichen kultivirten Menschen. Er lehrte ihn schreiben und rechnen, die Anfangsgründe der Sprachen, wobei der Lehrer | die so oft gepriesene Bemerkung an sich machte: *docendo discere*. Als der Jüngling anfang, zuweilen nach
30 der Aufwärterin zu schlagen, oder den Hund unter dem Tische heimlich mit dem Fuße zu stoßen, suchte der Pädagoge, mit zar-

tem Sinne, diese Kraftäußerungen zu ihrem wahren Endzweck zu lenken.

Manche von den alten epikurischen Philosophen sind der irrigen Meinung gewesen, der Mensch sei da, um zu trinken und zu essen,
5 worüber sie denn längst sind belehrt und zurecht gewiesen worden. Die neuern Pädagogen besonders nahmen an, der Mensch existire, *um sich zu bewegen*; daher muß vor allen Dingen die Theorie, wie man sich am besten bewegt, um die Gesundheit zu bewahren, in's Reine gebracht werden. Die Kunst, sich Bewegung zu machen,
10 ist nicht so leicht, als man auf den ersten Anblick meinen dürfte, sie scheint zwar jedem Menschen angeboren, und noch leichter, als die Kunst zu sprechen; aber wie wenige Menschen sprechen gut, und wie wenige bewegen sich auf die wahre Art! Unserm erleuchteten Zeitalter (das dem Herrn *Guthsmuth* gar nicht genug dafür danken
15 kann) war es aufbehalten, ein eignes schönes Buch nach Kapiteln und Abschnitten darüber zu bekommen, und so die natürliche Leibesbewegung zu einer *Wissenschaft* zu erheben.

Von der Kunst also zu laufen und zu springen, so wie vom Balgen und Voltigiren, hatte Herr *Seidemann* wenigstens oberflächliche, encyklopädische Kenntnisse, die zwar nicht gründlich,
20 aber doch auch nicht völlig zu verachten waren. Er hatte überhaupt einen kompendiösen Auszug von der jetzigen kompendiösen Bibliothek aller Wissenschaften im Kopfe, und dies | war die Ursache, daß er nicht so schwer an seiner Gelehrsamkeit zu tragen
25 hatte, wie es wohl vielen unsrer altfränkischen Gelehrten geht, die das menschliche Wissen noch gern in Masse handhaben.

Madam *Hartmann* war von dem jungen Manne entzückt, denn er kam ihr wie ein Heiland vor, der die Welt von Stock und Ruthe, von Buchstabiren und Pedanterie erlösen würde; sie betrachtete
30 ihn als einen Engel, der ihr ausdrücklich vom Himmel geschickt sei, um aus dem kleinen Ulrich das kräftigste Urogenie zu bilden, das nur jemals in Deutschland auf Stelzen gegangen ist.

Seidemann machte in der Stadt erst Aufsehen, und dann viele Bekanntschaften. Die Damen wurden besonders durch das runde

Haar entzückt, welches damals noch nicht so gewöhnlich war als jetzt, wo es sich selbst Leute zu tragen unterstehn, die keine Genies sind; *Seidemann* kam allen als ein wunderbarer Mensch vor, und wenn sie die kräftigen Bücher lasen, die damals Mode waren, in denen sich mehr Apostrophen als Buchstaben fanden, so glaubten sie im Stillen, sie wären von diesem wunderbaren Candidaten. Bald erhielt er in vielen der angesehensten Häuser Zutritt, und jemehr in seiner Abwesenheit die alten Männer die Köpfe über ihn schüttelten, um so mehr gewannen ihn die Frauenzimmer lieb; denn jemehr einer ein determinirter Narr ist, um so mehr macht er Glück bei diesem Geschlecht, weil die Frauen sich dann vor einem solchen um so weniger zu geniren brauchen, und ein Hausfreund in einem Hause, wo sich Frauenzimmer befinden, und ein Thor, sind in unserm modernen Dialekte fast gleich bedeutende Worte. — Es währte | nicht lange, so bekam der Wundermann in mehreren Familien die Direktion der lieben Jugend, an der er zur Erbauung der Aeltern und zum Schrecken der Großväter frisch darauf los erzog. Er gab ihnen keinen bestimmten Unterricht über irgend eine Wissenschaft, sondern er hatte nur die allgemeine Aufsicht und Herrschaft über die ganze Erziehung, er stand wie mancher Premierminister an der Spitze, ohne von den Details unterrichtet zu sein; er konnte weder Französisch noch Latein, weder Fechten noch Tanzen, weder Springen noch Voltigiren, aber er gab doch mit einem wahren Rezensenteneifer in allen diesen Dingen den gründlichsten Unterricht. — So wuchs die Jugend der Stadt unter Springen und Laufen auf, und ward groß und rüstig, philosophisch und lustig, und es hatte dabei den Anschein, als wenn sich *Seidemann* ein ganz artiges Vermögen sammeln würde.

Der alte *Hartmann* wußte von diesem Unfuge nichts, denn er bekümmerte sich nicht weiter um seinen Sohn, außer, wenn dieser etwa krank war, in welchem Falle er sich sehr fleißig nach ihm erkundigte; er wunderte sich zwar manchmal über dessen wunderliche Geberden und Ausdrücke, aber er schrieb alles auf die Rechnung der großen Jugend, und blieb ohne Sorgen. —

Ulrich verachtete unter der Anführung seines Lehrers nicht nur alle Einwohner der Stadt, sondern auch alle Gelehrten und selbst alle Wissenschaften. Wenn er irgend einen naseweisen Satz gesprochen, und ihn sein Lehrer dabei recht unmäßig gelobt hatte, so kam er sich größer vor als Cicero und Aristoteles. Sein Lehrer sparte nichts, ihn schon recht früh zur edlen | und freien Kunst der Impertinenz anzuführen, vermittelt deren so manche unbedeutende Leute imponiren, und schon oft ihr Glück gemacht haben; er zeigte ihm, daß in unserm Zeitalter das eigentliche Leben nur in der *Lebensart* bestehe, und daß Lebensart nichts weiter sei, als daß man im Stillen bei sich ausmache: man sei der vollkommenste Mensch auf Erden, und so untrüglich, wie weiland der Pabst oder jetzt die Kantische Philosophie; auf diese Art könne man nie in Verlegenheit gesetzt werden, und die Menschen im Allgemeinen würden vor einem solchen Wesen stets eine heimliche Achtung haben, und im *Allgemeinen* müsse man die Menschen immer nehmen, wenn man mit ihnen zurecht kommen wolle; der Ausnahmen, die es etwa gäbe, wären so wenige, daß es nicht der Mühe werth sei, sie zu studiren.

Diese kompendiöse Menschenkenntniß suchte sich *Ulrich* tief einzuprägen, um in vorkommenden Fällen nach ihr zu handeln. Er war der hauptsächlichste und Lieblingsschüler des *Seidemann*, daher vertraute ihm dieser, daß er bloß dieser Art von Philosophie sein Glück zu verdanken habe, alle Menschen wären Narren, die einen so, die andern anders, man müsse sich, so viel man könne, in jeden schicken, damit dieser sich wieder nach uns bequeme. — Diese Geständnisse waren nur die Vorboten von andern, die für beide Partheien ungleich wichtiger waren.

Eine Fähigkeit, auf die sich der Pädagoge fast am meisten zu Gute that, war seine Kunst zu deklamiren; er hatte einmal etwas darüber gehört und gelesen, ohne es zu verstehen, und seine erhaschte Theorie rasch auf die Praxis angewendet. Er gab der ganzen Stadt | einmal gegen ein billiges Eintrittsgeld die Freiheit, ihn zu bewundern, als er sich bei einigen Stellen von Klopstock

und Shakspear außerordentlich angriff, und acht Tage hindurch von einem heftigen und hartnäckigen Katharr zu leiden hatte; er malte mit Händen, Füßen und Mienen, und fand darin den Unterschied zwischen einem Maler oder Bildhauer und einem Schauspieler. Alle Zuhörer hatten Mitleiden mit dem armen Menschen, der sich zu ihrem Besten so abquälte, und im folgenden Monate hatte *Seidemann* zwölf Eleven mehr.

So einfältig manche Menschen sind, so haben doch diese grade oft eine große Portion von Lebensklugheit. Der verdiente Pädagoge sah ein, daß ihn nichts so sehr halte, als daß er bis jetzt keinen Nebenbuhler habe, der es ihm in dieser oder jener Narrheit zuvor thue; er hielt es daher für nöthig, sich von einem Vierteljahr zum andern wieder aufzufrischen, um nicht ein abgestandenes Gericht zu werden, und dann selbst von einem noch fadern Narren verdrängt zu werden: er setzte daher einen Plan ins Werk, den er schon lange heimlich bei sich genährt hatte.

Es war damals die Zeit, als man, der lieben Jugend zum Besten, auf Privattheatern mancherlei Schau- und Trauerspiele auf eine jämmerliche Art darstellte, um sich gegenseitig in der Kunst gerührt zu werden, zu üben. *Seidemann* hatte ein Projekt, in der Stadt ein Nationaltheater ganz heimlich zu errichten, ohne daß die deutsche Nation ein Wort davon wüßte; er hatte die Stücke ausgesucht, die gespielt werden sollten, so wie die Rollen, die er sich zu übernehmen getraute, und es fehlte nun nur noch an den übrigen Spielern.

Ulrich war der Erste, den er zu seiner Entreprise engagirte. Er wußte es diesem so annehmlich zu machen, wie schön es sei, sich in die verschiedenen überaus edlen Charaktere hinein zu studiren, wie nöthig, um sich auszubilden, wie diese ganze Uebung der Seele einen neuen Schwung gebe, und wie man Miene, Geberdensprache und Gedächtniß zu gleicher Zeit vervollkommene, erwähnte dabei der Thränen, die man aus den schönsten Augen locke, kurz, er stellte ihm alles so paradisisch vor, daß *Ulrich*, der ein ziemlich stammhafter Junge geworden war, sich nur gleich

einen niederträchtigen Menschen herwünschte, den er nach einer ausgelernten Rolle im Edelmuth übertreffen könnte.

Mehrere Eleven wurden überredet, an dieser herrlichen Uebung Theil zu nehmen, und da es so außerordentlich nützlich sein sollte, fanden sich bald auch verschiedene Frauenzimmer, die sich gern dazu verstehn wollten, vor den Augen einer ansehnlichen Zuhörerschaft, von ihren begeisterten Liebhabern angebetet zu werden. — Der wahre Zusammenhang der Sache, der auch dem geliebten *Ulrich* eröffnet wurde, war aber dieser: *Seidemann* hatte sich bei seinen pädagogischen Bemühungen in ein Mädchen aus einer angesehenen Familie verliebt, das er noch immer nicht, trotz allen seinen Bemühungen, hatte sprechen können; er glaubte Mittel zu finden, sie in das Garn seines Theaters zu treiben, und so ihre nähere Bekanntschaft zu machen. *Ulrich* machte seiner Seits die Bedingung, daß *Louise Wallmuth* eine der mitspielenden Personen sein müsse, woraus denn *Seidemann* den politischen | Schluß zog, das Herz des Jünglings sei nicht mehr frei: eine Entdeckung, die ihm außerordentlich angenehm war.

Und wie oft haben wir es nicht gehört und in Büchern gelesen: daß die Liebe eigentlich den Menschen erziehen müsse? Der Pädagoge kann nichts weiter thun, als ihn aus dem Groben hauen, wie *Dädalus*, und es ist schon immer bewundernswürdig viel, daß ein solches erzogenes Wesen zu gehen und zu sprechen scheint: die Liebe aber setzt erst den Meißel eines *Phidias* und *Praxiteles* an ihn, und bearbeitet die unbeholfene Masse. Erzieher können daher nicht genug damit eilen, daß sich ihre Zöglinge irgendwo verlieben, weil sie dann die bequemsten Ferien haben, und ein wahrer Erzieher braucht dann nur zuzusehn und der begierigen Welt die Wunder aufzuschreiben, die er erlebt. — *Seidemann* versprach sich also jetzt von seinem theuren Eleven ein wahres Fest, er beschloß für einen künftigen Erziehungsroman alle interessante Erscheinungen zu sammeln, und dabei in jener Liebe ein Vertrauter, Tröster und Rathgeber zu sein. Denn eine Liebe ohne Unglück ist völlig undenkbar.

Alles ward bald eingerichtet, die Mütter gaben ihre Töchter gern hin, damit die ganze Stadt nur Gelegenheit hätte, sie zu bewundern, ja einige Mütter übernahmen selbst die ältern Rollen, damit das patriotische Unternehmen guten Fortgang haben möchte.

Man eröffnete die Bühne mit einem empfindsamem Familiengemälde, in welchem *Seidemann* den ersten Liebhaber, und seine Geliebte die Heldin des Stücks spielte. *Ulrich* spielte einen dummen Jungen zur Freude aller Zuschauer, und er that sich auf das Lob, | das er einärntete, nicht wenig zu Gute. Der alte *Hartmann* wußte kein Wort von den Fortschritten, die seine Vaterstadt jetzt in der Kultur machte, und daß deren im Modejournal auf eine rühmliche Art Erwähnung geschehen würde.

Alle Schauspieler konnten nach geendigtem Stücke nicht schlafen, jeder berechnete die Rollen, in denen er noch würde glänzen können, ein jeder hatte die Hauptrollen, und in dieser Nacht entsprang die Quelle aller künftigen Gezänke und Streitigkeiten.

Livius Andronikus kann in Rom nicht mehr Aufsehn gemacht haben, als *Seidemann* in dieser Stadt. Man hielt ihn für mehr als *Garrick*, man stellte ihn höher als den lateinischen *Roscius*, und einige ahndende Seelen sahen in ihm das Genie, das einst alle übrigen in Deutschland verdunkeln würde.

Ulrich näherte sich während der Proben und beim Aufführen hinter den Coulissen seiner geliebten *Louise* immer mehr, und sie schien ihm gar nicht abgeneigt zu sein; es währte nicht lange, so führte man sehr zärtliche Gespräche, indeß andre auf dem Theater gehalten wurden, und über eine kurze Zeit wollte Ulrich aus dem komischen Fache in das Fach der ersten Liebhaber übergeln.

Da entstanden nun viele Streitigkeiten mit *Seidemann*, der sich seine Rollen nicht wollte nehmen lassen, vorzüglich da Mademoiselle *Stolbein* immer die Liebhaberin spielte. Er wollte seine Autorität beweisen, aber der hartnäckige *Ulrich* achtete nicht darauf. Die Republik würde sich gewiß durch innerliche Bürgerkriege aufgerieben haben, wenn nicht grade damals zum Glück einige andre Stücke erschienen wären, | in denen es wenigstens Fünfen

bis Sechsen gegeben war, vor ihren Herzgeliebten *niederzustürzen*, *ewige Treue zu schwören*, *abzustürmen*, und dergleichen mehr. Die Rezensenten, die diese Stücke so sehr herabgewürdigt haben, sind gewiß nicht darauf gefallen, welchem Unheil sie bei so manchem deutschen Privattheater Einhalt gethan haben.

Ich will hier dem Leser eine große Entdeckung mittheilen, die ich so eben gemacht: daß ich nämlich in dem klassischen Werke des Ovidii, *de arte amandi*, eine große Lücke entdeckt habe.

Ist es nicht zu verwundern, daß dieser große Kopf in seinen Vorschlägen, in der Kunst der Minne Terrain zu gewinnen, das Komödienspielen gänzlich ausgelassen hat? Nur Eine Hypothese kann ihm zur Entschuldigung dienen, daß nämlich das Leben der alten lateinischen Menschen vielleicht nicht so, wie das unsrige, mit Privatkomödien ausgeflickt war. In unserm Zeitalter sind Privatkomödien die wahren Stützen armer Verliebten, und es ist eine schöne Erfindung, daß sie sich ihre Herzensmeinung vor hundert Zuschauern sagen dürfen, die dabei noch gerührt sind und in die Hände klatschen, wohl gar zur Aufmunterung ein Bravo rufen, welches in unsern Konzerten und Schauspielen eben so zur Sache gehört, wie der Kolofonium und die Illumination; der größte Vortheil ist aber der, daß solche verliebte Seelen in der Fülle ihres Herzens ihren armen Kopf nicht noch obenein anzustrengen brauchen, sondern daß alles im Buche steht, was sie sich etwa zu sagen haben könnten. Man sehe darüber nur die rührenden Stellen in der *Klara du Plessis*. — Der Liebhaber muß nur immer auch in der Komödie | in seine Angebetete verliebt zu sein suchen; je herzhafter die Rolle geschrieben ist, je mehr erweicht sie sich für ihn; gleichgültige Rollen, vorzüglich aber komische, thun ihm großen Schaden, und vor diesen muß er sich, so wie vor den Spitzbuben und Betrügnern, in den Stücken hüten, eben so vor den feigen Charakteren; ist ein Liebhaber aufzutreiben, der muthig oder wohl gar ein Held ist, so muß er sich diesen auf keinen Fall nehmen lassen, denn dann geht er in die Gunst seines Mädchens gleichsam mit Meilenstiefeln hinein; die Rollen, in denen geküßt wird, sind nicht mit Gold

zu bezahlen, und *Kotzebue* hat hauptsächlich für die Privattheater gearbeitet, die ihn daher auch nicht genug spielen und loben können. — Ich habe diese wenigen scharfsinnigen Bemerkungen nicht unterdrücken wollen, weil sie, wie gesagt, im Ovid und in allen Büchern über dasselbe Sujet, die ich kenne, gänzlich fehlen. 5

Ulrich und seine *Louise* spielten sich also mit jedem Tage in das Verliebtsein mehr hinein, er machte alle leidenschaftlichen Szenen außerordentlich rührend und beweglich, wenn er auf die Kniee stürzte, so wankte das ganze Theater, und in dem Fußstampfen hatte er sich eine Fertigkeit erworben, in der es ihm schwerlich irgend ein Held oder Tyrann der deutschen Bühne gleich thun wird. Seine Mutter hatte keine herzliche Freude an ihm, und schluchzte manchmal laut, wenn es wohl vorkam, daß er sich zu ermorden drohte, oder andre ehrliche Leute umbrachte, und sich dann zuletzt selber erstach; ein andermal hatte sie dann wahre Hochachtung vor ihm, wenn er alle übrige Menschen in der Großmuth übertraf, oder sehr viel kindliche Liebe zeigte, und sie und alle Mütter fanden das Komödien spielen außerordentlich moralisch, weil doch in den jungen Leuten überflüssige gute Gesinnungen auferweckt würden, denn es waren damals manche von den modernen Stücken noch nicht geschrieben, die die Vorurtheile so gewaltig bekämpfen, und gegen die unsre Aeltern daher so heftig eifern. 15

Louise und *Ulrich*, so wie *Seidemann* und *Mademoiselle Stolbein* führten nun eine Parallelliebe neben einander, die ich nicht zu schildern unternehme, so sehr sich auch vielleicht meine Leserinnen einen solchen Plutarch des menschlichen Herzens wünschen würden. Ich kann bloß sagen, daß sie sterblich in einander verliebt waren, sich ewige Treue schwuren, und Stellen in Romanen anstrichen, die wie auf sie gemacht waren. 25

Der junge *Ulrich* sollte nun zur Handlung angeführt werden, weil es endlich Zeit war, daß er sich zu irgend einer Lebensweise bestimmte; allein er hatte sich so an eine poetische Existenz gewöhnt, daß ihm dies prosaische Leben, als rechnen und Briefe 30

schreiben, durchaus nicht behagen wollte, er behauptete, daß es unendlich leichter sei, dreimal in einem Tage edelmüthig zu handeln, als nur Eine Stunde die Buchhalterkunst zu studiren; er bejammerte die goldnen Kinderjahre, die ihm so plötzlich unter den Händen fortgekommen waren, und recitirte, wenn er allein war, lange Stellen aus Tragödien, um sich zu ennuyiren und so mittelbar zu trösten. Denn die Leute, die die Langeweile für eine eben so unnütze Gabe des Himmels halten, als Fliegen und Mücken, haben nicht bedacht, daß in ihr nicht nur aller Trost im Leiden, sondern auch das stärkste Motiv aller menschlichen Thätigkeit liegt. Wenn die Menschen lange genug ihr Unglück empfunden haben, so fängt es an, ihnen langweilig vorzukommen, sie greifen zu den Zerstreuungen, die Zerstreuungen werden ennuyant, und sie fangen an zu arbeiten, bis ihnen die Arbeit Langeweile macht, und sie eine Weile müßig gehn; da nun der Müßiggang grade der einförmigste Zustand von der Welt ist, so fangen sie wieder an thätig zu werden, oder sie fallen zur Abwechselung in ein neues Unglück, und so geht es immer im Zirkel herum. Die alte griechische *Mythe* von der Jo und ihrer Bremse habe ich immer für eine Allegorie auf die Menschen gehalten, die *unaufhörlich* von der Langeweile verfolgt werden, so daß sie mit ihnen zu Pferde und in den Wagen steigt, unter dem Arbeitstisch sitzt und laut gähnt, und mit ihrem Löffel zuerst in die Suppe greift. Es ist die Frage, ob diesen unglücklichen Menschen selbst das Sterben als eine Abwechselung vorkommt; für sie ist doch die Zeit gewiß nicht ein bloßer Verstandesbegriff, sie sind unter den Menschen die Uhren mit ungeheuren langen Penduln, die langsam und schläfrig fortschwingen, und auf dem kleinen Zifferblatt ihrer Existenz die Zeiger ganz unmerklich rücken. So wie *Prometheus* seinen gestohlenen Funken in einen Feuerstahl versteckte, so sind diese Menschen nur lebendige Schachteln, die die größten Gesellschaften hinlänglich mit der nöthigen Langeweile verproviantiren können, und die auch zu diesem Endzweck immer ordentlich mit eingeladen werden; ja, um auch noch dem spätern Enkel nützlich zu 30

werden, schreiben sie oft dicke Bücher, streuen sie in der Zukunft und im gegenwärtigen Zeitalter den Nesselsaamen aus, und aus diesem ächt patriotischen Gesichtspunkt | muß man, glaube ich, die Gesprächsromane, Heinrich der Vierte, und Friedrich mit der gebissenen Wange, ansehen, eben so die meisten unsrer gangbaren 5 Journale, und es steht zu vermuthen, daß diese nützlichen Institute sich von Jahr zu Jahr vermehren werden, bis die Sündfluth der allgemeinen Langeweile Städte und Dörfer überschwemmt hat.

Hartmann glaubte gar nicht, daß es möglich sei, bei Rechnungen und beim Buchhalten Langeweile zu empfinden, er bekümmerte sich daher auch nicht um die verdrüßlichen Gesichter, die er wohl 10 zuweilen an seinem Sohne wahrnahm, sondern arbeitete immer fort und ließ diesen weiter studiren; er wußte nicht, daß die Seele des jungen *Ulrich* sich schon zur Verzweiflung neige.

Es wurden jetzt seltner Stücke aufgeführt, und er sah daher seine Geliebte nicht so häufig als sonst, — und, o Jammer! ein 15 andrer junger Mensch, der Sohn eines reichen Advokaten, hatte im Hause von *Louisens* Aeltern Zutritt gefunden, und machte dem Mädchen ziemlich öffentlich die Aufwartung. Dieser Nebenbuhler war älter als *Ulrich*, und schon seit einem halben Jahre von der Universität zurück. Er hatte Aussichten auf ein einträgliches Amt, und *Louise* entdeckte dem armen Verlassenen, daß dieser Mensch 20 sie unaufhörlich mit seiner Neigung quäle und sie durchaus heirathen wolle, ja daß die Aeltern ihn gern zu sehn schienen, und ihn auf jede Weise begünstigten. — Welch ein fürchterlicher Schlag für das Herz des jungen Liebenden! 25

Es wurde ihm bald Gelegenheit zu noch größerem Verdrusse gegeben; der Nebenbuhler drängte sich in die | Komödie ein, und riß die dankbarsten Rollen, in denen am meisten geküßt wurde, wie ein wahrer Eroberer an sich, und *Louise* mußte spielen und 30 küssen, sie mochte wollen oder nicht. Der Jammer ging für *Ulrich* zu weit, er beschloß, ein unerhörtes Ding zu thun, es möchte auch ausfallen wie es wolle.

Nichts ist für einen verzweifelnden Liebhaber so bequem, als

sein Mädchen zu entführen. Aeltern, Verwandte, niemand kann dann dagegen etwas thun. Dieser Gedanke war auch gleich nach dem, sich umzubringen, der Erste in *Ulrichs* Seele. Er hatte es aus Romanen wohl inne, daß solche Entführungen immer einen 5 äußerst romantischen und glücklichen Fortgang haben. Er theilte seinen Gedanken seiner Geliebten mit, die zwar anfangs davor erschrak, sich aber bald darin fand, da er so vertraulich und gleichgültig davon redete. *Ulrich* brachte also so viel Geld zusammen, als er nur konnte, und entdeckte seinem geliebten Lehrer nichts 10 von diesem Vorsatz, weil er dessen Mißbilligung fürchtete.

O *Ulrich!* wärest du doch deinem Lehrer, deinem Chiron mit mehr Vertrauen entgegen gekommen! Denn eben dies Mißtrauen war die Ursach, daß sich ihre Liebe jetzt, die bis dahin in so schönen Parallellinien neben einander hingelaufen war, durchkreuzte 15 und verwickelte.

Seidemann, der es nicht wagen durfte, auf die Tochter eines so angesehenen Mannes, als *Stolbein* war, Anspruch zu machen, und der überhaupt anfang etwas in Verfall zu gerathen, war auf denselben Gedanken gefallen, den sein Zögling gefaßt hatte. Ein 20 unglücklicher Zufall machte, daß beide ihre Entführung auf einen und eben denselben Abend festsetzten; zwei Wagen hielten vor dem Thore mit Kleidern und Wäsche bepackt.

Es wurde in der Stadt ein großer Ball gegeben, zu welchem fast die ganze Jugend der Stadt eingeladen war. *Seidemann* und *Ulrich* 25 wollten beide unter dem Tumulte ihre Schönen davon führen, und mit ihnen über die Gränze eilen.

Schon sah *Ulrich* aus seinem Fenster Wagen mit geputzten Schönheiten vorüberrollen, die mit Federn und langen Schleppen sich hinfahren ließen, um im Saale recht viel Aufsehen und Staub 30 zu erregen; junge Herren traten mit weißen seidnen Strümpfen behutsam über die schmutzige Straße; die Musikanten wankten schon nach dem Hause: und noch immer blieb sein Friseur aus. Er stampfte mit den Füßen, und studirte schon auf die Antrittsrede, wenn dieser in die Thür treten würde, aber er blieb aus; er bedachte,

wie viele Zeit er noch zu seinem Anzuge brauchen würde, und sah von neuem aus dem Fenster, um den ersten Haarkünstler heraufzurufen, der vorüber rennen würde. Aber alle Menschen ließen sich jetzt frisiren, und die Straße war völlig an weißen Röcken leer. Endlich kam einer, der schnell um die Ecke lenkte und vorbeieilte. *Ulrich* rief so laut er konnte, der Friseur nahm den Hut ab, und schüttelte stillschweigend mit dem Kopf. *Ulrich* schickte ihm einige Flüche nach, und schrie nach der Aufwärterin, um sie zu seinem Friseur zu schicken. Sie war ausgegangen, um auf dem Balle dem Tanze zuzusehen, der schon seinen Anfang genommen hatte. Er stampfte noch ärger mit den Füßen, und sprach tragische Worte; noch nie hat jemand diese | Begierde gehabt, sich einpudern zu lassen. Er rief endlich jemand von der Straße, und schickte ihn gegen ein ansehnliches Trinkgeld zu seinem Perückenmacher, daß er sogleich, *ja sogleich* kommen solle. Bis der Bote wieder kam, lag *Ulrich* in einer stillen Verzweiflung auf seinem Sofa; ein Kranker, der auf dem Tode liegt, kann seinen Arzt nicht so sehlich herbeiwünschen, als *Ulrich*, der immer mit starren Augen nach der Thüre sah, den hereinrutschenden weißen Rock erwartete. Aber der Bote kam mit der Nachricht wieder, er habe weder Meister noch Gesellen zu Hause angetroffen, sobald nur irgend einer von ihnen zurückkäme, wollte ihn die Frau sogleich dem jungen Herrn zuschicken. Der Bote empfahl sich wieder, und *Ulrich* saß wieder einsam in der Dunkelheit auf seinem Sofa, und zählte mit einer unbeschreiblichen Angst, die so hoch stieg, daß sie wieder eine Art von Vergnügen ward, jede vorüberziehende Minute, er sah starr auf den Boden, und raufte sich manchmal wild in den Haaren, die aber bei allen seinen Bemühungen unfrisirt blieben.

O unglücklicher Jüngling! o bedauernswürdiger *Ulrich*! siehst du es nun wohl ein, wie sehr die Pädagogen Recht haben, wenn sie sich die Haare rund schneiden, und verächtlich von den Leuten sprechen, die von ihrem Friseur abhängen? denn *Seidemann* ist schon längst auf dem Balle, und — — doch, ich muß jetzt erst die Verzweiflung meines Helden zu Ende schildern, da ich mich über-

dies nicht erinnere, in irgend einem unsrer tragischen Romane eine ähnliche Situation gefunden zu haben.

Hundertmal war *Ulrich* im Begriff, sich, so gut | es gehn möchte, selbst zu frisiren, aber er hatte sich in der Verzweiflung die Haare nur noch mehr durcheinander gerissen, so daß es selbst dem künstlichen Kamme des Meisters beschwerlich fallen mußte, die wilden Ruinen wieder zu einem schönen Gebäude zu ordnen.

Endlich klopfte ein leiser Finger schnell an die Thür, die sich schon öffnete, noch ehe er herein! rief. Selbst in der dicksten Finsterniß erkannte er den alten behenden Meister *Leyser*. Er fuhr diesem fluchend auf den Hals, und der gewandte Perückenmacher konnte nicht unterscheiden, wo die Stimme herkam, die ihn so anfuhr. Man verglich sich endlich; *Leyser* bat tausendmal um Verzeihung, wie er gewiß und wahrhaftig den jungen Herrn beinah vergessen habe, er sei mit allen Kunden fertig gewesen, und habe sich nur auf eine halbe Stunde nach so vielen Strapazen beim benachbarten Weinschenken erquicken wollen, wo ihm der Gedanke an den jungen Herrn *Hartmann* wie ein Stein aufs Herz gefallen sei. — Da *Ulrich* überlegte, daß es nun endlich Zeit sei, nicht noch mehr Zeit zu verlieren, indem er schon seit zwei Stunden hätte auf dem Ball sein sollen, so ward endlich mit dem Künstler ein Vergleich geschlossen, daß er ihn recht schön und schnell frisiren solle; der Friseur willigte ein, machte aber die Bemerkung, daß man zu dieser Beschäftigung nothwendig Licht haben müsse. *Ulrich* suchte in allen Winkeln das Feuerzeug, und konnte es nirgends finden, und als er es fand, schlug er den Feuerstein entzwei und sich fast die Hände wund, aber der nasse Zunder wollte nicht zünden, — Ich bitte alle meine Leser aus dem besten Herzen, sich ja sogleich, indem sie noch dieses lesen, aus Berlin eine von den | schönen und äußerst nutzbaren elektrischen Lampen zu verschreiben; hätte man damals schon diese nützliche Erfindung gekannt, so stände der verunglückte *Prometheus* jetzt nicht mit knirschenden Zähnen da, und bliese in den nassen Zunder, so daß ihm Augen und Backen glühen, und nur das

eigensinnige Feuerzeug kein Feuer fangen will, so sehr er auch demüthig bittend ein Endchen des Schwefelfadens hineinhält. — Der Friseur brachte indeß ganz kaltblütig sein Handwerkszeug in Ordnung, und nichts empört in einer ähnlichen Situation so sehr, als einen kaltblütigen Menschen vor sich zu sehn. — Da sich kein Funken entzünden wollte, mußte man auf eine andre Art Licht zu bekommen suchen. *Ulrich* wankte im ganzen Hause herum und fand alle Zimmer verschlossen, denn seine Mutter war auf einen Besuch. Er klopfte endlich an die verschlossene Thür seines Vaters, der bei seinen Büchern saß und ihm brummend öffnete. *Ulrich* bat um Verzeihung und zündete eilig sein Licht an, kam aber sogleich wieder, weil es ihm beim zu großen Eilen auf der Treppe wieder ausgelöscht war. Der Vater öffnete wieder mit einer geduldigen Verdrüßlichkeit, und mußte es noch zweimal thun, weil ein boshafter Zugwind die Flamme immer wieder von neuem ausblies. Endlich war das Licht unbeschädigt hinaufgebracht, und *Ulrich* setzte sich, um frisirt zu werden nieder. Ist eine Geduld erst abgenutzt, so reißt sie leicht bei der kleinsten Gelegenheit. So raulte der Friseur seinen Untergebenen kaum dreimal etwas empfindlich in den Haaren, als er auch schon eine so schallende Ohrfeige empfing, daß die Flamme des Lichtes wankte. Herr *Leyser*, der im nächsten Laden | ziemlich viel getrunken hatte, und den eine ganze Atmosphäre feuriger Geister umgab, erstaunte nur einen Augenblick, dann warf er sich auf den Helden der Geschichte, und suchte ihm auf eine geschickte Weise die Ohrfeige wieder zurückzugeben. *Ulrich* widersetzte sich und ward wüthend, als er die Fäuste des Friseurs in seinen kaum etwas ausgekämmten Haaren verspürte. *Ulrich* fiel vom Stuhl herunter und der Friseur auf ihn, so daß *Ulrich* einen sehr empfindlichen Stoß an das Schienbein bekam: unter stummen Geberden wälzten sie sich ein paarmal übereinander, als der Friseur plötzlich aufstand und stillschweigend Hut und Muff ergriff. *Ulrich*, der seinen Entschluß errieth, hielt ihn beim Kleide fest, und wollte ihn zwingen, den Haarbau zu vollenden. Der Friseur

aber hatte die Klinke in der Hand, und drängte mit seinem Knie herzhafte gegen die Thür; so stritten sie eine Weile, indem dieser jenen zurückhielt, und jener in jedem Augenblicke zu entweichen drohte, und von Impertinenzen, beleidigter Ehre und dergleichen redete. *Ulrich* mußte endlich wirklich zu Höflichkeiten und Bitten seine Zuflucht nehmen, nur um den theuren Mann da zu behalten; man schloß also einen Waffenstillstand, und *Ulrich* setzte sich wieder nieder, aber mit dem Gesichte gegen die Thür, damit ihm der Friseur nicht heimtückischerweise plötzlich entlaufen könne. Dieser bedachte sich in der Bosheit seines Herzens, ob er nicht, wie durch einen Zufall, das Licht von neuem auslöschen solle, und strich mit seinem Rücken oft dicht daneben weg; da er aber doch die Wuth und die Stärke des jungen Menschen fürchtete, so gab er diesen Gedanken wieder auf. Aber er versuchte dafür, ob er den Kopf | *Ulrichs* nicht nach Herzenslust rauen dürfe, und fing daher in den Haaren ganz leise an zu ziehn, und immer stärker und stärker, indem er beständig über die unauflösliche Verwicklung klagte. Da er merkte, daß *Ulrich* ganz geduldig blieb, um nur endlich fertig zu werden, zog er die Haarschrauben immer schmerzhafter an, und touppirte und kämmte, wickelte und stach in den armen *Ulrich* hinein, daß diesem endlich Hören und Sehen verging. Dann beschüttete ihn *Leyser* noch mit einem gewaltigen Puderregen, ließ den Helden sitzen und empfahl sich.

So war *Ulrich* doch nun wenigstens frisirt. Er stand auf, nahm das Licht und stellte sich dicht an den Spiegel, um mit einem Messer den Puder von der Stirn zu streichen. Ueber alle Verwirrungen hatte er seinen Plan beinahe ganz vergessen, und er dachte jetzt wieder zum erstenmale an die entworfene Entführung.

Er zog sich nun mit unbeschreiblicher Eile an, und vergaß und verwickelte dabei alle Augenblicke etwas. Er war schon fertig, und mußte wieder umkehren, weil er den Hut vergessen hatte. Er nimmt ihn und eilt davon; sein Schienbein schmerzt ihn, und er stößt sich unten an der Treppe noch einmal; ihm ist, als höre er ein kleines Prasseln an seinen Füßen, er geht an die Laterne vor

der Thür und sieht den einen von seinen seidnen Strümpfen von unten bis oben aufgerissen.

Ich hoffe, ich habe nun das tragische Mitleid für meinen Helden bis auf den höchsten Punkt gespannt. — O warum stehn denn die Tage nicht im Kalender, in einem von den unzähligen Taschenbüchern, mit denen jetzt Deutschland überschwemmt ist, an welchen wir so | viele ähnliche Unglücksfalle erdulden müssen? Ist es denn überhaupt an den schwarzen Kolossen nicht genug, die wie schreckliche Meilenzeiger in unserm Leben hinunterstehn, müssen uns auch noch diese Gewürme von Unglücksfällen anspringen, und uns mit ihrem stechenden Rüssel rasend machen? Denn rasend war *Ulrich* fast, als er von neuem aus seines Vaters Stube Licht holte, der ihm nun noch zum Ueberfluß den Text las, als er wieder oben ging, um andere Strümpfe anzuziehn. Er suchte und suchte wieder, und fand immer kein weißes Paar; endlich erinnerte er sich, daß sich die andern schon auf dem Entführungswagen befänden. Er mußte also in der Noth ein schwarzes Paar anziehen, das wieder nothwendigerweise einen ganzen veränderten Anzug nach sich zog. — Endlich war er fertig, blies das Licht aus und ging. —

Er hatte nun alle widrigen Zufälle überwunden, aber das größte Unglück blieb ihm noch zurück. *Louise* hatte ihn immer erwartet, war oft hinausgegangen um zu sehn, ob er nicht käme. *Seidemanns* Geliebte war krank geworden und konnte nicht kommen; der Lehrer ging eben so oft, um sie zu suchen, beide Suchenden begegnen sich endlich auf dem dunkeln Gange. *Seidemann* redet sie an, in der Meinung, es sei Mademoiselle *Stolbein*, sie antwortet, in der Meinung, er wisse als der Vertraute *Ulrichs* den ganzen Plan, so verlassen beide den Ball und die Stadt, setzen sich in den dazu bestimmten Wagen und fahren davon.

Ulrich rannte einen Bedienten um, der ihm mit Thee entgegen kam, er stürzte in den Saal, und ein | lautes Gelächter lief an den Wänden herum, denn der schön geputzte junge Herr erschien ohne Weste.

Ulrich ließ sich nicht irre machen, sondern forschte nur nach seiner Geliebten, ohne in seiner Verwirrung daran zu denken, daß dieses emsige Nachsuchen nothwendig Aufsehen erregen müsse. Er fand sie nicht und wurde immer ängstlicher; andere, die durch ihn aufmerksam gemacht waren, suchten auch nach der Mademoiselle *Wallmuth*, und sie war immer nirgends zu finden; die ganze Tanzgesellschaft versammelte sich endlich, selbst mit den Musikanten, um sich zu verwundern und nachzuforschen. Man bemerkte nun auch, daß *Seidemann* fehle, und *Ulrich* gab sich etwas zufrieden und ließ einen Wink über seinen Entführungsplan fallen: die Aeltern des verlorren Mädchens waren indeß hinzugekommen, man schickte nach *Seidemanns* Wohnung, er war fort und hatte viele seiner Sachen weggeschickt. Aller Verdacht fiel jetzt auf den jungen *Hartmann*; man glaubte, alles sei mit seinem Pädagogen ein abgeredeter Plan, die Aeltern zankten mit ihm, alles war in der größten Verwirrung, *Ulrich* stand ohne Bewußtsein da, und ward endlich arretirt und nach dem Stadtgefängnisse hingeführt.

In dem engen Gefängnisse hatte *Ulrich* wieder Zeit, sich zu sammeln; er stand an der Wand gelehnt, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, sah sich von allen Seiten um und redete also:

O boshafte Schicksal! Ward es mir aufbehalten, den schrecklichsten von deinen Kelchen zu leeren? Bin ich unter den Millionen Geschöpfen auserlesen, das elendeste zu sein? — Ein Friseur läßt mich sitzen, und schlägt sich dann mit mir herum, selbst die leblose | Natur empört sich gegen mich, Stein, Zunder, Feuerzeug, Weste und seidene Strümpfe: und nun endlich — meine theure Geliebte! O! wo bist du, und wo soll ich dich finden? Hier eingesperrt, bin ich dir, und du bist mir verloren. O *Seidemann*, *Seidemann*, warum hast du mir *das* gethan?

Er überlegte noch einmal sein ganzes Schicksal, und wollte immer mehr verzweifeln, je mehr er es überlegte. Er sprang manchmal hastig auf, als wenn er einen großen und schrecklichen Entschluß faßte, aber die verschlossene Thür und die eisernen Stangen vor den Fenstern erstickten immer wieder allen hero-

ischen Muth. Da er gar nichts thun oder verbessern konnte, so überließ er sich endlich einer trägen Dumpfheit, die so oft bei Unglücksfällen unsern Verstand und unser helles Bewußtsein ablöst, und unsern Hoffnungen, aber auch unsrer Reue ein Ende macht.

Der alte *Hartmann* erstaunte nicht wenig, als er die Gefangennehmung seines Sohnes erfuhr; er verließ sich darauf, daß dieser gewiß unschuldig sei, und legte sich daher ruhig schlafen. Die Mutter weinte und betete viel ehe sie einschlief; sie dachte an die üble Nachrede, in die jetzt die Familie kommen würde.

Ulrich selbst konnte die ganze Nacht hindurch nicht schlafen. Am Morgen brachte ihm der Aufseher sein Frühstück und kündigte ihm an, daß er gegen Mittag verhört werden solle. *Ulrich* hatte gerade, um sich etwas zu trösten, alles Geld aufgezählt, was er bei sich trug, nur um etwas Anschauliches zu haben, wobei sich besser überlegen ließe. Der Aufseher sah die Goldstücke mit glänzenden Augen an, und näherte sich | schleichend dem Tische, an welchem *Ulrich* saß, und den Kopf melankolisch auf den Arm stützte. — Ei, so in Gedanken? schmunzelte er sehr freundlich.

Ulrich, der zum erstenmal im Leben unglücklich war, hatte noch viel Vertrauen auf das Mitleid der Menschen; er sah den Aufseher mit weinenden Augen an, und dieser fing an, ihn über seine Lage zu trösten.

Ei, junger Herr, sagte er mit einem rauhen Tone, Sie müssen nicht so kläglich thun; Sie sind nicht der Erste, der hier gegessen hat, und werden auch nicht der Letzte sein. Nur munter und lustig! Mancher ehrliche Mann hat da schon auf dem Stuhle gegessen, und mancher Schlingel ist hier lustig und guter Dinge gewesen. Drum nicht geärgert! Es kann ja noch alles gut werden.

Ach nein, seufzte *Ulrich* aus tief betrübter Seele, ach nein, ich bin ganz unglücklich.

Sie dauern mich, junger Herr, sagte der rauhe Mann, gewiß und wahrhaftig, Sie dauern mich! Aber was ist da zu machen? Gerechtigkeit muß sein, und wie du mir, so ich dir. — Ein Komplott

machen! Ei, in so jungen Jahren! Und ein Mädchen entführen! Ei, ei, junger Herr, wo haben Sie hingedacht? Solch' Ding *kann* kein gut Ende nehmen, da *muß* sich die Obrigkeit drein schlagen.

Ach, wenn ich nur hier fort wäre! klagte *Ulrich*.

Ja das Lied hab' ich schon von manchem hier singen hören, antwortete der Aufseher, und ich bin eine gute mitleidige Seele; wenn's auf mich ankäme, ja ich ließe meiner Seele alle Vögel gleich ausfliegen.

O, fiel ihm *Ulrich* hastig und freudig ein, es | kommt ja bloß auf ihn an, laß Er mich fort, lieber Mann, wenn er des Mitleids fähig ist, so laß Er mich gehn.

Wenn man uns nicht auf die Finger klopfte, sagte jener; ja wenn sich das so thun ließe! Aber wir sind in Eid und Pflicht genommen; und ich würde auch noch gar ins Gebet genommen werden. —

Nur diesmal; nur dies einzige Mal kann es ihm ja unmöglich Schaden thun! rief *Ulrich* immer dringender.

Sie bitten wohl, rief der Mann, aber wenn ich Sie um etwas bitten wollte, Sie würden nicht gleich so bei der Hand sein.

Alles, alles, fordr' Er, was Er will! —

Nun, wenn ich nun sagte, schenken Sie mir etliche von den Füchsen, so —

Nehm' Er, nehm' Er, so viel Er will!

Der Gewaltige hatte schon acht Stück zwischen den Fingern und machte Miene wegzugehn. — Nun, ich will sehn, sagte er im Fortgehn, ob ich bei Gelegenheit etwas für Sie thun kann; und so ging er und schloß wieder hinter sich zu.

Ulrich war wie versteinert, er hatte eine augenblickliche Erlösung gehofft, und war nun so übel dran als zuvor. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und deklamirte gegen die Niederträchtigkeit der Menschen. Endlich bemerkte er, daß die Thür nur angelehnt war, und empfand ein freudiges Erstaunen bei dieser Entdeckung. Er merkte nicht, daß es vorsätzlich geschehen sei, und berathschlagte lange mit sich selber, ob er es wohl wagen dürfe, hinauszugehn. Er machte endlich die Thüre leise auf, und

schlich sich mit | Herzklopfen einen langen Gang hinunter. Im Vorhause begegneten ihm einige Menschen, die aber nicht auf ihn achteten, weil er gut gekleidet war; so kam er auf die Gasse, und eilte sogleich um die nächste Ecke.

Louise war jetzt sein einziger Gedanke, und er ging daher gerade- 5
desweges zum Thore hinaus, mit dem Vorsatze, sie aufzusuchen. Er berechnete auf eine ganz falsche Art, wie lange er wohl noch von dem Gelde zehren könne, das er bei sich habe, und ging so wohlgemuth die große gebahnte Straße hinunter, ohne auf den kalten Wind besonders zu achten, der ihm einen feinen schneidenden Regen entgegen trieb. 10

So lange Menschen Hoffnung haben sind sie nicht arm und nicht unglücklich, ein Satz, der schon außerordentlich oft gesagt ist: so hatte *Ulrich* immer *Louisens* Bildniß vor Augen, er dachte sich schon die verschiedenen Dörfer und empfindsamen Haine, 15
in denen er sie wieder finden könne, und fiel gar nicht darauf, daß sie ja eben so gut aus dem entgegengesetzten Thore hätte fahren können, und es war sehr gut, daß ihm dieser Gedanke nicht einfiel, sonst hätte er wahrscheinlich allen Muth zu seiner Wanderschaft verloren. Dabei stellte er sich die Menge von Bequemlichkeiten 20
vor, die er sich auf der Reise machen könne, sein kleines Vermögen erschien ihm als ein unermesslicher Schatz, und er sah in seiner Phantasie schon Flaschen Wein und Tische mit einer Menge von Gerichten vor sich. Hätte er auch hier die Nichtigkeit seiner Rechnungen gefühlt, so wäre er vielleicht noch an demselben Tage zu 25
seinen Aeltern zurückgekehrt.

Von je an sind solche irrende Ritter ihrem Instinkte gefolgt, und haben den ersten Weg genommen, der | ihnen unter die Füße gekommen ist. Diesem löblichen Gebrauche folgte auch *Ulrich*; denn was kann uns der Verstand in einer Sache nützen, wo wir gar 30
nichts wissen und nichts berechnen können? Eben weil es hier keinen vernünftigen Grund zu handeln giebt, so mußte man am Ende gar nichts thun, wenn man nicht die unvernünftigen Gründe für sehr gültig erklärte. — Er fand auf seiner Reise das Paradies nicht,

das er sich geträumt hatte, er mußte oft mit schlechtem Essen und noch schlechtern Betten, manchmal sogar mit einer Streu zufrieden sein: da er zu Fuße ging, waren die Wirthe oft sehr grob, und manche, die ihn für verdächtig hielten, weil sich seit einiger Zeit 5
Spitzbuben in der Nähe merken ließen, stichelten auf ihn auf eine ziemlich handgreifliche Weise.

Sein Muth wurde zwar etwas gedemüthigt, er setzte aber seine Reise demohngeachtet fort. — An einem Abend, als es schon anfangs 10
dunkel zu werden, gesellte sich ein Reisegefährte zu ihm, mit dem er allerhand Sachen sprach. Als sie um eine Ecke im Walde bogen, und der Forst nun dichter ward, kamen noch mehrere Menschen zu ihnen und gingen denselben Weg. *Ulrich*, der sich plötzlich unter so vielen fremden Menschen sah, fing an, etwas ängstlich zu werden, er erinnerte sich so mancher Geschichten, die er ehemals in 15
Romanen gelesen hatte, von grausamen Ermordungen und Plünderungen; mit diesen Erinnerungen hielt er die Erzählung mancher Wirthe von den benachbarten Straßenräubern zusammen, und da es um ihn her mit jeder Minute dunkler ward, und immer noch kein Dorf erscheinen wollte, so glaubte er am Ende zu der Ueberzeugung ein Recht zu haben, daß er sich unter Spitzbuben befinde. 20
| Seine Begleiter ließen ihn auch nicht lange in Zweifel, sondern fielen über ihn her, und nahmen ihm Geld und Uhr, und was sie sonst noch brauchbar fanden. Dann zwangen sie ihn mit zu ihrer Wohnung zu gehen, wo sie ihn bereden wollten, ein Mitglied ihrer 25
Gesellschaft zu werden.

Sie kamen nach mancherlei verschlungenen Fußpfaden an eine geräumige Hütte im Walde an. Hier nahmen alle Mitglieder Platz, zu denen sich bald noch mehrere gesellten. Man sprach über die Einrichtung ihres Staats und über die Beuten, die jeder noch zu 30
machen hoffte, indessen *Ulrich* zahm und in sich gekehrt im Winkel saß, und mit heimlicher Furcht dem Gespräche zuhörte. Als er gefragt ward, ob er sich noch nicht entschlossen habe, sagte er weder Ja noch Nein, sondern schlich sich mit seiner Antwort zwischen beide Extreme hindurch. — Als man noch sprach, kam

ein Bote in der größten Eile, der ihnen ansagte, daß eben aus dem benachbarten Städtchen ein Detaschement von Soldaten ihnen auf der Spur sei. Alle griffen sogleich zu den Gewehren und verließen schnell das Haus.

Aber statt ihren Verfolgern zu entweichen, liefen sie diesen 5
grade in die Hände. Man erstaunte von beiden Seiten, sich so schnell und unvermuthet anzutreffen, man feuerte auf einander und auf beiden Seiten fielen einige Mann.

Ulrich erschrak nicht wenig, als die Unterredung plötzlich eine so ernsthafte Wendung nahm, er retirirte sich eilig mit seinen 10
Begleitern in das dickste Buschwerk zurück. Die Soldaten verfolgten sie durch wiederholtes Schießen, und der unbewaffnete *Ulrich* war zweifelhaft, zu welcher Parthei er sich schlagen sollte. Jetzt | fiel der von den Räubern neben ihm nieder, der seine Börse 15
zu sich gesteckt hatte, und die übrigen entflohn. *Ulrich* stand eine Weile, dann untersuchte er die Taschen des Getödteten, und fand einen großen schweren Beutel, in welchem er mit vieler Wahrscheinlichkeit auch seine Goldstücke zu finden hoffte. Er überlegte nicht lange, was hier Recht oder Unrecht, sein oder eines andern 20
sei, sondern steckte den Beutel zu sich, ward aber in demselben Augenblicke von den nachsetzenden Soldaten ergriffen und fortgeführt; einen andern Räuber hatte man auch gefangen genommen, und man hielt es für bequemer die andern laufen zu lassen, weil das Nachsetzen in der Nacht eine höchst unsichere Sache schien. 25

Man führte den gefangenen *Ulrich* im Triumph in das nächste Städtchen, wo man ihn mit dem Räuber in ein fest verwahrtes Loch sperrte, so sehr er auch protestirte, daß er nicht zu ihm gehöre. Da aber der Räuber das Gegentheil behauptete, so achtete man nicht viel auf seine Einwendungen. 30

Da saß nun der arme *Ulrich* zum zweitenmale in strenger Verwahrung. Die Leute kamen häufig um die beiden Delinquenten zu sehn, und wunderten sich besonders über *Ulrich*, daß er schon in so zarter Jugend einen so bösen Lebenswandel anfange. *Ulrich*

weinte viel, und bereute es mit jedem Tage mehr, daß er je seine Vaterstadt verlassen, daß ihm je der verwegne Gedanke einer Entführung in den Kopf gekommen sei. Sein Gefährte im Gegentheil war sehr lustig und guter Dinge, und hatte seine Freude an der 5
Angst, die er dem armen *Ulrich* machte, er redete ihm täglich vor, daß er doch nur höchstens aufgehängt werden könne, daß das ganze Leben, so wie der Tod nur ein lustiger | Spaß sei, und daß er sich wie ein braver Kammerad betragen, und nicht den Muth so schändlich sinken lassen solle.

Es wurden mehrere Verhöre mit den Verbrechern vorgenommen, in denen *Ulrich* alles läugnete, und der Mitgefangne ihm beständig widersprach, und dem unglücklichen *Hartmann* selbst eine Menge von Bubenstücken andichtete. Es ward alles Wort für Wort niedergeschrieben und *Ulrich* hörte von jedermann, daß 15
es mit seinem Handel sehr übel stehe. — Die Richter schienen manchmal wohl von seinen Klagen gerührt, aber der Gang der Gerechtigkeit war immer gerade aus, und da sahe man nicht auf das Mitleid, das manchmal neben dem Wege lag.

Doch es ist Zeit, daß wir uns endlich wieder um *Louisen*, die 20
Geliebte *Ulrichs* bekümmern.

Louise Wallmuth also stieg mit ihrem Entführer ohne Bedenken in den dazu bestimmten Wagen und fuhr fort. *Seidemann* regierte die Pferde selbst, es war eine trübe regnigte Nacht, beide litten von der Kälte und sprachen daher nur wenig. Sie stiegen in einem Wirthshause ab, das einsam im Walde lag, und hier erkannte *Seidemann* 25
mit großem Schrecken, *wen* er entführt habe. *Louise* war ziemlich ruhig, und fragte nur nach ihrem Geliebten. *Seidemann*, der sich bald erholte, gab ihr zweideutige Antworten, um sie nur zufrieden zu stellen. Nach einer kurzen Zeit, in der man sich erquickt hatte, 30
stiegen beide wieder in den Wagen und fuhren weiter.

Die Wege waren vom häufigen Regenwetter sehr schlecht geworden, und der Wagen konnte jetzt nur langsam weiter fahren, worüber *Louise* anfang etwas furchtsamer zu werden, und *Seidemann* über seine Lage ernsthafter nachzudenken. Was ist hier

zu thun? sagte er bei sich selber. Ich bin wahrlich in einer schönen Verlegenheit! — Soll ich umkehren oder weiter fahren? In beiden Fällen hab' ich nichts gewonnen. — Je nun, es findet sich vielleicht am Tage ein guter Gedanke. — Bei dieser letzten Vorstellung trieb *Seidemann* die Pferde von neuem an, die den Wagen eben in einer sumpfigen Stelle wollten stecken lassen. Sein guter Gedanke, auf den er gehofft hatte, kam, noch eh es Tag wurde, und es war kein anderer, als *Louisen* immer weiter mitzunehmen. *Seidemann* sah nämlich mit seinem praktischen Verstande sehr wohl ein, daß das Geschehene nun nicht mehr zu ändern sei, die Reue aber hielt er für die allerdummste Erfindung des menschlichen Geschlechts, der kein großer Geist jemals unterworfen sein müsse. Er überlegte, daß *Louise* doch fast ein eben so hübsches Mädchen sei, als Mademoiselle *Stolbein*, daß er also doch immer einen guten, wenn gleich nicht den besten Fang gethan habe, und daß er sich also auf die Art zufrieden geben müsse. Er überlegte dies von allen Seiten, und fand, daß es das vernünftigste sei; er leitete also schon in der Nacht von seinem Sitz herab seinen Plan durch zärtliche Gespräche ein, denn er bedachte, daß er doch wenigstens eine Frau gewonnen habe, wenn ihm sein Anschlag gelinge. Und an ein Mißlingen konnte er durchaus nicht glauben, denn *Louise* war ohne ihn in einer unbekanntem Gegend, von Geld entblößt, unter fremden Menschen gänzlich verlassen.

Als es Morgen ward, löste er seiner schönen Begleiterin das seltsame Räthsel ihrer Entführung auf, als sie | eben zu wiederholten Malen nach ihrem geliebten *Ulrich* gefragt hatte. Sie erstaunte, und *Seidemann* glaubte in diesem Erstaunen schon das Entgegenkommen auf halbem Wege zu bemerken. Ein Mann, hatte er bei sich selber schon ehemals ausgemacht, der über einen Antrag in Verwunderung geräth, ist schwer zu gewinnen, und Menschen, die etwas durchsetzen wollen, müssen daher sehr genau auf die Mienen derer Acht geben, mit denen sie sprechen; bei einem Weibe aber ist schon alles gewonnen, indem sie erstaunt, denn sie hat schon immer alle möglichen Fälle in Gedanken kombinirt, und

sich dagegen gerüstet; tritt aber irgend eine Idee in ihren Kopf, die eigentlich dort nicht zu Hause ist, so verliert sie Gedächtniß und Besinnung, und eben deswegen, weil sich ein Weib nie schnell entschließen kann, wird sie es immer leichter finden, das Unge-scheidteste zu thun, als einen gescheidten Entschluß zu fassen. *Seidemann* hatte einen eignen kleinen Roman geschrieben, (und ich glaube, er ist noch in manchen Buchhandlungen zu haben,) in welchem er diesen Satz hauptsächlich durchgeführt, und sich in seiner Weiberkenntniß gleichsam erschöpft hatte. In diesem seinem Buche läßt er eine äußerst vortreffliche Frau durch einen Menschen verführt werden, der weder schön noch besonders geistreich ist; denn wie hätte *er* einen geistreichen Menschen darstellen wollen? Dieser geistlose Held des *Seidemannischen* Romans also hatte bloß die Fähigkeit, sich sehr gut mit der stillen ruhigen Maske eines Pietisten bedecken zu können, er ging im Hause aus und ein, und schien für alle Güter dieser Welt so gleichgültig, daß kein Mensch den Fuchs hinter diesen Schaafskleidern argwöhnte. Aber wie erstaunte die oben erwähnte vortreffliche Frau, als | er plötzlich in einer Stunde der Einsamkeit die Maske fallen ließ? sie wußte keinen andern Entschluß zu fassen, als sich zu ergeben. — Als *Seidemann* seinen Roman fertig hatte, und ihn einigen seiner vertrauten Freunde vorlas, lernte er selbst recht viel aus seinem eignen Buche, er zog die Moral davon auf sich, und beschloß, stets nach seiner selbst erfundenen Theorie zu handeln. Allein die wahre List ist die, List zu verbergen, und *Seidemann* hatte im Grunde nur eine Ahndung davon, wie man listig sein könne, — er handelte daher beständig viel zu fein, um eigentlich klug zu handeln; er machte bei keinem Frauenzimmer Glück, eh er nach *Ulrichs* Geburtsstadt kam, und hier that das Fremde und Geheimnißvolle, das ihn umgab, mehr als alle seine Theorie.

Dieser Hang zum Wunderbaren nimmt in der Konstitution der menschlichen Seele einen großen Paragraphen ein, bei den Frauenzimmern aber macht er sogar ein eignes Kapitel aus. Kein anderer Mann wird bei diesem Geschlechte so viel Glück machen, als ein

Fremder, der plötzlich in der Stadt auftritt, und aus dem man nicht recht klug werden kann; alle Zirkel drängen sich nach ihm, um ihn in ihrer Mitte zu haben; dies ist für alle Liebhaber die gefährlichste Periode, und es giebt, glaube ich, gar keine Kriegslist gegen einen solchen Menschen so lange, bis er sich für eine der regierenden 5 Schönheiten ausdrücklich erklärt hat; dies ist die einzige Art, wie ein *außerordentlicher* Mensch zu einem *gewöhnlichen* herabsinken kann. Allen fahrenden Abentheuern und Glücksrittern ist es daher sehr anzurathen, sich auf keinen Fall zu verlieben, und nie ein gewisses geheimnißvolles Wesen und eine Kälte gegen | alle 10 Weiber ganz abzulegen. *Die* Menschen sind die interessantesten, eben so wie *die* Frühlingstage, die nicht hell sind, aber wo die Sonne in jedem Moment durchbrechen will.

Mancher findet es unbegreiflich, wie *Cagliostro* und so manche andre Betrüger haben Glauben finden können; aber ich begreife es 15 wohl. Die Menschen, besonders aber wieder die Frauenzimmer, machen sich so gern eine *poetische Täuschung*, die unendlich stärker ist, als der *prosaische Zweifel*. Ihr Vergnügen an wunderbaren Abentheuern ist daher gerade dasselbe, das wir bei guten Tragödien empfinden; so wie wir uns im Schauspielhause umsehn, oder 20 so wie der Vorhang fällt, oder ein elender Spieler auftritt, in allen diesen Momenten hört unsre Täuschung nothwendigerweise auf, aber die Illusion ist uns weit lieber, als die trockne Ueberzeugung, daß wir uns in einem simplen Komödienhause befinden, daher knüpfen wir freiwillig die unterbrochene Täuschung wieder an. 25 Eben so geht es den Weibern, man braucht es ihnen gar nicht zu sagen, daß N. N. sehr wahrscheinlich ein Betrüger sei, denn ihr feiner Sinn hat das schon lange durchgesehn, eh' es ihnen ihre Männer sagten, die freilich früher davon überzeugt waren, als sie es *glaubten*; aber sie knüpfen an den wundervollen Menschen den 30 Gedanken, daß denn doch wohl alles, was man von ihm erzähle, und noch tausend seltsame Sachen, die nur keiner wisse, möglich sein *könnten*, und dies setzt sie in eine so wunderbare Stimmung, daß sie in manchen Stunden alles glauben. Das Sprichwort: »ein

Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande,« ist daher außerordentlich richtig, weil man dort nicht den Dunstkreis um sich her | versammeln kann, der zum Prophezeien gewiß außerordentlich nöthig ist.

5 Um diese Bemerkungen auf *Seidemann* anzuwenden; so hatte er bloß diesem Hange zum Wunderbaren sein Glück bei Frauenzimmern in *Ulrichs* Geburtsstadt zu verdanken. Sie wurden ihm alle gewogen, weil sich jede in seiner Person etwas anders denken konnte: einige hielten ihn für einen unglücklichen Grafen, der in 10 irgend einem Duell Unheil angerichtet, und sich deshalb die Haare rund geschnitten habe, um desto leichter inkognito zu bleiben; andre machten aus ihm einen Geisterseher oder Goldmacher, weil er mit dem einen Auge ein wenig schielte; noch andre meinten, er wäre ohne Zweifel das Haupt einer geheimen wohlthätigen 15 Gesellschaft; — und doch waren alle diese Damen Freunde der Aufklärung, und Antagonisten aller möglichen *Schwärmerei*; sie hatten auch gar keine Gründe zu diesem seltsamen Glauben, aber sobald sie Gründe gehabt hätten, wäre ihnen *Seidemann* auch sogleich uninteressanter geworden, weil dann ihren erfindungs- 20 reichen Muthmaßungen ein Ziel wäre gesetzt worden.

Charlotte Stolbein war ein viel zu einfältiges und eben darum zu vernünftiges Mädchen, als daß sie den Pädagogen hätte liebenswürdig finden können: aber der Hang zum Wunderbaren riß sie zu ihm hin, sie konnte ihn nicht leiden und liebte ihn, sie 25 interessirte sich für ihn, weil es mit zur Mode gehörte. Kaum aber hatte sich *Seidemann* auffallend für sie erklärt, als er auch sogleich einen großen Theil seines Ansehns verlor; ein Mann wird nur recht liebenswürdig gefunden, so lange sich ihn jedes Mädchen als *ihren* Liebhaber denken kann, entscheidet er sich aber | für eine 30 bestimmte Geliebte, so sehn ihn alle übrigen nur als einen Anhang ihrer Feindin an; er ist ein todtes Wild, das nicht mehr gejagt wird.

Seidemann glaubte also auch jetzt seine eben auseinander gesetzte *Ueberraschungstheorie* bestätigt zu finden. Ich brauche den Leser wohl nicht auf das jugendliche und unreife darin aufmerksam

zu machen, und wie diese Wahrheit zu denen gehöre, die man nur umzukehren brauche, um sie noch wahrer zu machen. — *Louise* ging wider seine Erwartung plötzlich vom Erstaunen zum Schmerze über, sie weinte, sie klagte, sie verwünschte wechselseitig bald *Seidemann*, bald ihr grausames *Schicksal*: ein Wort, das eben so zum verwünschen erfunden ist, als die Namen *Cajus* und *Sempronius* in den juristischen Collegien die Exempelträger sind. — *Seidemann* wußte nun selbst nicht, was er für Erstaunen thun sollte, er war selbst außer aller Fassung, denn alle seine feinen Bemerkungen waren nun plötzlich umgestoßen, dabei hatte er noch die Pferde zu regieren, die jetzt ungeduldig werden wollten, *Louisen* zu trösten, und was mehr als alles war, sie zu überreden, daß sie seine Gedanken, seine Liebe und seine Person annehmlich fände; wahrlich, Cäsar ist mit seinen Briefstellern dagegen nur ein kleines Licht gewesen. Ist es daher dem *Seidemann* auch wohl so besonders zu verübeln, wenn keine von seinen Bemühungen recht gelingen wollte? Es überstieg die Kräfte eines Menschen, und *Seidemann*, der nur ein Sterblicher war, unterlag seinen Versuchen.

Aber so geben Sie sich doch zufrieden, theureste Freundin, rief *Seidemann*. Umkehren können wir auf keinen Fall, ohne uns der Schande und Strafe | Preis zu geben; wer weiß wie es mit *Ulrich* geworden ist, Sie bedürfen meiner Hülfe. — Hier mußte er inne halten, denn die Pferde liefen seitwärts, da er immer das Gesicht nach der Chaise zukehrte, und drohten den Wagen in einen Graben zu werfen.

Louise hörte indessen nicht auf sich zu beklagen, sie schalt den armen Pädagogen, der jetzt die ungezogenen Pferde statt der geduldigen Jugend unter Händen hatte, einen schändlichen Bösewicht, einen Betrüger; er suchte sich zu vertheidigen, und ihr zugleich zu erklären, wie er sie jetzt plötzlich liebe und anbete; seine pathetische Erklärung ward unaufhörlich von Interjectionen unterbrochen, die die Fuhrleute erfunden haben, um sich den Pferden verständlich zu machen. Wie? rief er; himmlisches Wesen meiner einzigen ewigen Liebe — halloh! hottoh! — Wollen Sie nicht

glauben? — Ich schwöre Ihnen beim Firmament und allen — will der Racker wohl im Wege bleiben! — und allen seinen Gestirnen, daß — ich werde Dir auf den Grind kommen, Spitzbube! — daß mein inbrünstiges Herz nur dieß Eine Gefühl — der Satan stellt sich lahm, das infame Vieh! Weg da vom Graben! — Eine ideale Empfindung, aus dieser Verkettung von Umständen — Himmel! Donnerwetter noch einmal! — Was sagten Sie, Geliebteste? *Louise* hörte wenig auf seine Betheuerungen, sondern ward zorniger, er immer verliebter, und mit Schwüren und Betheuerungen zudringlicher, der Weg ward unebner und die Pferde noch ungeduldiger. Jetzt fielen ihm sogar die Zügel aus der Hand, und die Pferde standen durch einen glücklichen Zufall; er stieg hinunter, um die Zügel behutsam wieder aufzunehmen, denselben Augenblick aber benutzte *Louise*, um leise | vom Wagen zu steigen, und, ohne zu wissen, was sie thue, feldeinwärts zu laufen. *Seidemann* saß schon wieder auf seinem Regierungssitze, als er mit nicht geringem Erstaunen die flüchtige *Louise* schon in einer ziemlichen Entfernung wahrnahm; er stieg schnell von neuem herunter, und die Pferde benutzten diesen glücklichen Augenblick, in welchem er die Regierung niederlegte, um, sich selbst überlassen, mit dem rasselnden Wagen durchzugehn.

Seidemann stand nun in einem wahren Dilemma, ohne zu wissen, ob er *Louisen*, oder dem flüchtigen Wagen folgen sollte; und da eine Kugel, die von zwei Punkten gestoßen wird, die Diagonale geht, so lief *Seidemann* weder dem Wagen, noch *Louisen* nach, sondern in einer Mittelrichtung, um beide wieder einzuholen. Da er aber eine Strecke gelaufen und wieder zur Besinnung gekommen war, und einsah, daß er auf diesem Wege beide verlieren würde, so wandte er sich jetzt zu *Louisen*, und lief noch stärker. Es kamen Menschen übers Feld gegangen, und er eilte nun dem Wagen nach; der Wagen schien an einer Anhöhe still zu stehn, und er wandte sich wieder zu *Louisen*, und so ward er von entgegenstehenden Empfindungen hin- und hergetrieben, bis er müde war, und *Louisen sowohl*, als den Wagen aus den Augen verloren hatte.

Nun ging *Seidemann* ganz gelassen zu Fuß den gebahnten großen Weg hinunter, und wäre herzlich zufrieden gewesen, wenn er in seinen Beinen weniger Müdigkeit gefühlt hätte. So geht es den Menschen, sagte er schwerseufzend, wenn sie zu viele Plane zu gleicher Zeit verfolgen! Und so sprach er bei dieser Gelegenheit unwissend
5 das Klügste aus, was er noch in seinem Leben gesagt hatte.

Seinen Wagen traf er ganz wohlbehalten im nächsten Flecken wieder an. Die Pferde waren bald langsamer gegangen, und ein Vorübergehender war mit dieser Gelegenheit weiter gereist, er hatte den Sitz bestiegen, und war auf die Art als *blinder*, und
10 zugleich *regierender* Passagier froh und gutes Muths im Flecken angelangt. Der Zank zwischen diesem und dem Pädagogen war sehr bald beigelegt.

Erst nach einigen Tagen kam *Louise* in eine ansehnliche Stadt, wo es ihr gelang, als Kammermädchen in einem vornehmen Hause
15 Dienste zu finden, da sie nicht wagte, zu ihren Aeltern zurückzukehren. — Sie fühlte hier ihre bedrängte Lage nun oft, und bereute herzlich den voreiligen Schritt, den sie gethan hatte, aber sie mußte sich in ihr Schicksal finden und einsehn lernen, daß die Entführungen oft ein sehr unromantisches, unglückliches Ende nehmen.
20

So viel zur moralischen Nutzenanwendung; und nun wollen wir zu unserm Haupthelden zurückkehren, da die Nebenpersonen alle in der weiten Welt zerstreuet sind. —

Ulrich saß noch immer im Gefängnisse, und ward oft und immer schärfer verhört. Der Richter wandte alle nur ersinnliche Kunstgriffe an, um ihn in seinen Aussagen zu verwickeln, und auf die Art die Wahrheit zu ergründen: aber *Ulrich* war zu einfältig, um
25 sich zu widersprechen, er hatte sich keinen Plan gemacht, wie er sich in seiner seltsamen Lage benehmen wolle, sondern antwortete stets dasselbe, was er schon am ersten Tage ausgesagt hatte. Die Richter wußten nicht, was sie aus ihm machen sollten, und hielten ihn endlich für den abgefeimtesten Schurken, für ein wahres
30 Genie unter den Spitzbuben, weil er alle ihre Bemühungen vereitelte, und sich sogar fromm und ehrlich zu stellen wußte.

Die wiederholten Verhöre aber, die beständigen Beschuldigungen seines Mitgefangenen, und dessen seltsame Art den unglücklichen Jüngling in seiner Lage zu trösten, die Leute, die die Delinquenten besuchten, alles zusammengenommen, machte endlich,
5 daß *Ulrich* selbst anfang an seine Ehrlichkeit zu zweifeln; in manchen Augenblicken glaubte er es selbst, daß er ein Straßenräuber und ausgemachter Spitzbube sei, und er fürchtete sich dann vor dem nächsten Verhöre, um sich nicht zu verrathen.

Als man endlich seinem Gesellschafter das Urtheil sprach, ging dieser in sich, bezeugte die Unschuld des jungen Menschen, und erzählte, wie er in ihre Gesellschaft gerathen sei. Die Richter freuten sich, daß die Unschuld doch nun endlich an's Tageslicht komme, und setzten den jungen *Hartmann* sogleich in Freiheit. Wer war glücklicher, als *Ulrich*! ihm war zu Muthe, als wenn er
15 das Leben verwirkt hätte, und nun aus übergroßer Gnade Pardon erhielt. Er bedankte sich bei seinen Richtern, und dachte in seiner Freude gar nicht daran, die Goldstücke wieder zu fordern, die das Gericht mit dem Beutel des Räubers an sich genommen hatte. Man erinnerte ihn auch nicht weiter daran, sondern ließ ihn so seine
20 Straße ziehen.

Ulrich sah mit inniger Freude das freie Feld rings umher an, als er die Stadt verlassen hatte; er ging in das Wirthshaus eines Dorfes, und bestellte sich ein gutes Mittagsessen, ohne daran zu denken, daß er es nicht bezahlen könne. Er erinnerte sich erst, daß man in
25 dieser besten Welt, selbst unter den glücklichen Dorfbewohnern Geld nöthig habe, als ihn der Wirth nach Tische mit seinem Knechte prügelte, so viel er nur konnte, um sich wenigstens statt der Bezahlung eine Motion an ihm zu machen. — *Ulrich* schüttelte gedankenvoll das Haupt und ging weiter.

Er glaubte jetzt einzusehn, daß die Lebensart, die er seit seiner Flucht geführt hatte, nicht die beste und angenehmste sei. Er erinnerte sich der schönen Tage, die er im Hause seines Vaters verlebt hatte, sein Rücken schmerzte ihn, und das Buchhalten und Rechnen kam ihm heut weit erträglicher als damals, ja sogar

angenehm vor. Er wußte nicht, was er jetzt anfangen sollte, und nahm daher in einem Bauerhause Tinte und Feder, und schrieb auf einem Blatte Papier, das ihm die Leute schenkten, folgenden Brief an seinen Vater:

Theuerster Vater!

Wenn *Sie* sich *Ihres* Sohnes noch erinnern, So versagen *Sie* ihm nicht *Ihr* Mitleid und *Ihre* Verzeihung. Meine Reue und Bitte um *Ihre* Vergebung ist aufrichtig; ehe ich aber nicht von *Ihrer* gütigen Gesinnung gegen mich überzeugt bin, wage ich es nicht, vor *Ihnen* zu erscheinen, oder *Ihnen* den Ort meines Aufenthalts zu nennen. Aber, wenn *Sie* sich meiner erbarmt haben, so lassen *Sie* es mich durch eines der öffentlichen Blätter erfahren.

Er blieb einige Tage bei dem Bauer, den *Ulrichs* häufige Thränen gerührt hatten. Bald darauf las er in der Zeitung folgende Nachricht:

! Ein ungerathener Sohn muß erst Zutrauen zu seinem Vater haben, eh' ihm dieser seine Bosheit verzeihen kann; bis er nicht persönlich zurückkehrt, kann sich der Vater auf keine Weise mit ihm in Bedingungen einlassen.

Ulrich war in Verzweiflung; er fürchtete nur den Zorn seines Vaters, sonst wäre er dennoch zu diesem zurückgekehrt. Der alte *Hartmann* war jetzt auch wirklich sehr gegen ihn aufgebracht, er hielt seinen Sohn für einen ausgemachten Bösewicht, seit dieser aus dem Gefängnisse entsprungen war. Die Mutter weinte täglich um ihren *Ulrich*, und *Seidemann* ward in der ganzen Stadt als ein Verführer der Jugend gehaßt. Das Komödienspielen ward eingestellt, die runden Haare und Dornenstöcke wurden verdächtig, und jedermann bekam ein großes Mißtrauen gegen alle Philosophen. Die Prediger sprachen von den letzten Zeiten und von den

falschen Propheten, die sich dann zeigen würden, und deuteten alles sehr scharfsinnig und erbaulich auf die Pädagogen.

Ulrich mußte jetzt das Haus des Bauers verlassen, bei dem er indeß die Dienste eines kleinen Knechtes verrichtet hatte. Er stand von neuem auf der großen Heerstraße, und konnte hingehn, wohin es ihm gefiel.

Er wanderte unter tiefsinnigen Betrachtungen durch einen Wald, als sich ein Mensch zu ihm gesellte, der dieselbe Straße ging, und bald ein Gespräch mit ihm anspann. Dieser erkundigte sich, warum *Ulrich* so | trübsinnig sei, und dieser bedachte sich nicht lange, sondern erzählte ihm den größten Theil seiner Geschichte.

Ulrich konnte unmöglich gegen seinen Gefährten zurückhaltend sein, denn dieser hatte in seinem Aeußern außerordentlich viel Aehnlichkeit mit seinem geliebten *Seidemann*. Er trug wie dieser einen Dornenstock und abgeschnittenes Haar, und hatte eine so auffallende Weltbürgerphysiognomie, daß es dem *Ulrich* war, als wenn er ihn schon seit lange gekannt hätte. Der Unbekannte trug einen Bündel auf dem Rücken, und sah ganz so aus, wie wir so häufig in den Büchern die wandernden Menschenfreunde beschrieben finden.

Er nannte sich *Holmann*, und sprach dem abgehärmten *Ulrich* wieder Muth ein. Er war grade der Mensch, für den ihn *Ulrich* gleich anfangs gehalten hatte, und sie liebten sich beide schon, als sie sich noch kaum gesehen hatten.

Da das Wetter schön war, setzten sie sich im Walde an einer angenehmen Stelle nieder. *Holmann* fing an zu erzählen, daß er ein Schriftsteller sei, und daß *Ulrich* eben dies Gewerbe, wenn er einen Trieb dazu in sich fühle, ergreifen könne.

Ulrich erschrak bei diesem Vorschlage, weil er sich gar keine Kräfte zutraute, um ihn auszuführen. Der reisende Schriftsteller aber hob ihn bald durch seine Erfahrungen über alle Bedenklichkeiten hinüber.

Sie sehn, sagte er, in mir einen Mann, der schon im sechszehnten Jahre sein erstes Buch drucken ließ, ich gehöre zu jenen frühreifen

Genie's, die sich schon in der Kindheit entwickeln. Sie sind noch jung, es ist wahr, aber um desto origineller wird Ihre Schreibart sein; Sie sind von der modernen Erziehung, nun | gut, versuchen Sie die Grundsätze derselben in ein recht helles Licht zu stellen, wir können dann mit gegenseitiger Unterstützung arbeiten. Ich
5 habe über alle Fächer der Pädagogik viel und reiflich nachgedacht, und gefunden, daß wir in diesem Fache noch außerordentlich wenige nutzbare Schriften besitzen. Lassen Sie uns hier eine neue Fackel der Aufklärung anzünden.

Er öffnete darauf das Bündel, zeigte ihm seine Manuskripte, und las ihm einige Stellen vor, die er so ohngefähr für die besten hielt. Es waren Lieder für Kinder, von der Wiege bis zum männlichen Alter; dann eine Anleitung, wie man auch ohne Kirche gottesfürchtig sein könne; ein bündiger Beweis, daß die natürliche Religion die allein seligmachende sei; verschiedene kleine Abhandlungen über den Nutzen des Stelzengehens.
15

Holmann erzählte ihm nachher von den verschiedenen Projekten, die er noch auszuführen gedächte. Er hatte sich vorgenommen, ein Aufklärer zu werden, und vorzüglich auf die untern Volksklassen zu wirken, er meinte, daß man die Menschen nur erst recht genau eintheilen müsse, um ihnen auf die wahre Art nützlich sein zu können. So wollte er ein eignes Gesang- und Verhaltensbuch für Dienstmägde schreiben, eigne Volkslieder für ein jedes Handwerk, moralische Betrachtungen bei den unterschiedenen Handwerksgeräthen. Manche von diesen Büchern sind auch nachher
25 wirklich herausgekommen.

Ulrich hörte seinen Gesprächen aufmerksam zu, und entdeckte nun plötzlich eine wahre Schatzkammer von Talenten in sich, an die er bis dahin noch gar nicht gedacht hatte. Er summirte im Kopfe die Bücher | zusammen, die er gar wohl noch schreiben
30 könne, ohne seinen Kopf besonders zu erschöpfen. Er sah schon im Geiste Drucker und Setzer mit seinen Schriften beschäftigt, das Vaterland, das nicht müde werden konnte, sie zu kaufen und zu lesen, die Aufklärung, die wie eine neue Morgenröthe aus seinen

Manuskripten hervorstieg. Unwillkürlich bewegte er die Finger der rechten Hand, die alles zu schreiben brannten, was er nur irgend denken mochte.

Beide Wanderer machten sich wieder auf den Weg und erreichten bald das nächste Städtchen, den Wohnort des Schriftstellers. *Ulrich* zog bei diesem ein, und fing noch an eben dem Tage einen Aufsatz an: Wie die Privattheater auf die Bildung der Jugend und so mittelbar der ganzen Nation wirken könnten. Alles was er schrieb, gefiel seinem Beschützer *Holmann* außerordentlich, er fand so viele
5 Spuren eines neuen Urgenies darin, so tiefe und doch so praktische Ideen, daß er es sich sechsmal hintereinander vorlesen ließ.

Man muß gestehen, daß damals in Deutschland alles, was nur die Finger regen konnte, zum Besten der Jugend arbeitete, und auch *Holmann* und *Ulrich* thaten redlich das Ihrige; sie vermehrten die ungeheure Bibliothek für Kinder, die so anwuchs, daß ein Kind wenigstens *dreißig Jahr* alt werden muß, um nur das Nutzbarste daraus mit Nutzen lesen zu können.

Ulrich lernte manchen neuen Gedanken kennen, manchen alten würdigen; und schätzte vorzüglich die Vorstellungen und schrieb sie nieder, die ihm wohl schon manchmal als Schimären durch den Kopf gegangen waren, und die er nie geachtet hatte. *Holmann* aber zeigte ihm, wie man eigentlich keinen Gedanken umsonst denken, und die Finger nicht ohne unmittelbare Bezahlung bewegen müsse. *Holmann* hatte überhaupt ein eignes *Noth- und*
25 *Hilfsbüchlein für Autoren* im Kopfe, das *Ulrich* sich auswendig zu lernen bemühte. — Nach dem Beispiel der größten Männer fing der angehende Schriftsteller nun auch an, sein eignes Leben zum Besten der Jugend zu beschreiben, worin er sich als außerordentlich liebenswürdig, und die erlittenen Drangsale als ungeheuer darstellte. Er machte dabei die Erfahrung, wie ein Mensch in sich selbst etwas hineinlügen könne, der von dem Vorsatz ausgegangen, die lauterste Wahrheit zu sprechen.

Wie es dem Menschen gewöhnlich geht, so erging es auch unserm *Ulrich*. Er vergaß die Leiden nach und nach, die er über-

standen hatte, und hielt bald seine gegenwärtige Lage für die allerunglücklichste; er sehnte sich wieder nach *Louisen* hin, seine Liebe erwachte mit neuen Kräften in ihm, und er dachte bei Tage und in der Nacht nur an sie. Sein Styl ward unvermerkt sehr empfindsam, und zog sich die Mißbilligungen des gesetzten *Holmann* zu; in seinen Büchern ward viel von Liebe beigemischt, so daß sie sein Beschützer gar nicht mehr wollte drucken lassen: — endlich faßte *Ulrich* an einem Morgen einen raschen Entschluß; er nahm sein vorräthiges Geld und seinen Wanderstab, und begab sich noch einmal auf die Reise, um *Louisen* aufzusuchen.

Er hatte sich vorgesetzt, seine Reise ziemlich weitläufig zu beschreiben, er eilte daher nicht zu sehr, sondern verweilte gern an Orten, an welchen er beschreibungswürdige Merkwürdigkeiten erwartete. Er wollte das Buch sehr empfindsam einrichten, und ließ sich daher oft mit Bauern und jungen Mädchen in Gespräche ein, bekam aber fast eben so oft Händel, weil die Leute glaubten, er wolle sie foppen. — Er ward unterwegs zum Mitgliede mancher bekannten und unbekanntenen Gesellschaft aufgenommen, die alle zu gleicher Zeit ihre Hände in Deutschland hineinstrecken, um es aufzuhelfen, und dafür das gebührende Lob und Geld zurück zu empfangen.

Er kam endlich an eine Stadt, und schon beim Eintritt in's Thor sagte ihm eine Ahndung, daß hier das Ende seiner Wanderschaft sein würde. Selbst die aufgeklärtesten Menschen glauben an Ahndungen, weil es eine Poesie ist, die in ihnen selbst ertönt, und nicht von außen in ihr Ohr kömmt. — Es war ein trüber Abend, und er freute sich herzlich, als er an einer Ecke einen Komödienzettel angeschlagen fand. Man spielte *Nicht mehr als sechs Schüsseln*; und *Ulrich* ging stehenden Fußes in das Theater.

Es war eine herumziehende Truppe, die hier die Sitten verbesserte; die Bühne war im Rathskeller aufgeschlagen, und eben nicht die prächtigste. Die Basis bestand aus einer Menge von ausgeleerten Tonnen, die der Wirth gerade entbehren konnte, nur wenige Lichter brannten, der Vorhang war ein buntes verschossenes

allegorisches Gemälde voller Tugenden und Laster, das Orchester bestand aus den Söhnen des Stadtmusikanten, die mit dem Bogen auf gesprungenen Geigen herumfuhren, und mit der größten Freimüthigkeit die Pedanterie des Taktes und der Tonarten verachteten. — Das Publikum war *gemischt*, d. h., es bestand aus Personen beiderlei Geschlechts und von verschiedenen Vermögensumständen, deren Geschmack aber so gleich abgeschliffen war, daß alles so eben und platt war, daß man auch nicht die kleinste Nüance entdecken konnte. Die meisten waren hergekommen, weil sie gehört hatten, im Stücke komme ein gar kurioser *Sattler* vor, den ein Schauspieler zur allgemeinen Freude mit einer ungeheuern langen hochroth gefärbten Nase spielte.

Manche der Schauspieler trieben sich unter den Zuschauern herum, und machten sich bald auf dem Theater, bald im Parterre Geschäfte, um sich schon vorher bewundern zu lassen; besonders konnten sich die nicht genug hervordrängen, die zu ihren Rollen fremde Kleider von den Einwohnern der Stadt geliehen hatten.

Man klagt so oft darüber, daß unser Theater jetzt ganz mit dem wahren Geschmack verfallen, und beides bald in einen völligen Ruin begraben liegen werde. Es ist hier gar nicht meine Absicht, das Gegentheil zu beweisen, sondern nur zu zeigen, daß dieser Verfall gut und heilsam sei, und zwar so sehr, daß wir ihn von allen Seiten wünschen und befördern sollten.

Wenn wir uns einmal auf die philosophische Seite legen, (und das versucht doch jetzt wohl ein jeder,) so werden uns bald alle sogenannten schönen Künste abgeschmackt erscheinen, vorzüglich aber das Theater. Der Zweck der Bühne ist, uns durch erlogene Geschichten zu rühren, und Thränen aus den Augen zu locken, oder uns zum Lachen zu bewegen: je mehr ein Theater dies bewerkstelligt, um so vortrefflicher ist es.

Wir lesen in Beschreibungen, daß es ehemals Schauspiele und Stücke gegeben habe, die diesen Zweck auf die beste und vollkommenste Art erfüllt haben, man schrieb Dramaturgien, um die Kunst und den Geschmack des Publikums zu veredeln, ein

großer Theil der Nation, und gerade der bessere, interessirte sich lebhaft für das Schauspiel, von allen Seiten kamen Vorschläge zu Verbesserungen, Uebersetzungen guter Stücke, und Versuche, auch im Deutschen gute Schauspiele zu schreiben. Es war ein wahres Fieber in Deutschland, Geschmack und Liebe zum Theater mußte jedermann haben, aber es war nur die Vorbereitung zu einer klügern Existenz.

Man überlege nur, ob vernünftige Menschen sich wohl auf lange für Lügen interessiren können, oder ob sie nicht viel mehr so bald als möglich wieder zur Wahrheit greifen werden. Das erste Prinzip der Moral ist, Niemand zu täuschen, und das erste Prinzip der Klugheit, sich von Niemand täuschen zu lassen.

Den ersten reellen Stoß, als die Bewunderer und Geschmacks- menschen ausgestorben waren, erhielt das Theater schon von jenen verständigen Leuten, welche sagten: warum soll ich noch nach einem eigenen Hause gehn, um Unglück zu sehn und zu erleben, wohl gar zu weinen, welches sich durchaus nicht für einen alten Mann schickt, da ich im Hause Unglücks genug, und ohne Geld auszugeben, Ueberfluß daran habe? Muß ich mich nicht täglich mit meiner Frau zanken? Bin ich nicht um Geld betrogen? Macht mein eigener Sohn nicht liederliche Streiche genug? Ist mein Bedienter nicht dummer, wie der beste in der Komödie? u.s.w. Dadurch sahen andere vernünftige Menschen ein, daß sie Narren wären, die ihr Geld und ihre Rührung für bessere Gelegenheiten sparen könnten. Das Theater kam in ein lächerliches Licht zu stehn, | und wenn man noch etwa hinging, nahm man sich sehr in Acht, sich von keiner Rührung überraschen zu lassen.

Aber so wie die Menschheit immer gesetzter und philosophischer wird, so sah man nun ein, daß das ganze Theater nur ein kindisches, unnützes und lästiges Spielzeug sei; es wurde von Obrigkeitwegen und durch die Mehrheit der Stimmen beschlossen, es nach und nach ganz eingehen zu lassen, damit die Menschen sich den ernsthaftern Beschäftigungen widmen könnten. Weil man aber fürchtete, daß dies bei manchen unverständigen

Leuten Mißvergnügen und Unzufriedenheit erregen könnte, so beschloß man, die Sache leiser anzugreifen, um sie dann desto sichrer in den Gang zu bringen.

Es thaten sich daher langweilige Schriftsteller zusammen, die die bessern Stücke, die gar zu leicht einen Respekt vor der Kunst einflößen könnten, verdrängten; man machte Langeweile, um darauf aufmerksam zu machen, wie wenig unterhaltend das ganze Vergnügen sei, so wurden wir mit schlechten Lustspielen und Familiengemälden überschüttet, eine Reihe von Dialogen, wo der Vorhang manchmal dazwischen fällt, um sie zu ordentlichen Stücken von vier bis fünf Akten zu machen. Da der guten Schauspieler weniger wurden, so traten andre auf, die eben so wie jene Bewunderung erregten, weil die Verständigern nun schon das Theater verlassen hatten; diese verschrieten und zerstampften die ältern guten Stücke, sie lernten die Rollen nicht mehr auswendig, sie geberdeten sich wie unsinnig, um die elende *Täuschung* völlig zu zernichten. Diese haben der Aufklärung einen wesentlichen Dienst gethan, denn seit | der Zeit sieht man nur selten noch einen vernünftigen Mann im Theater.

Nun wurden die Bühnen zu *Nationalbühnen* erhoben, und dieser Schritt war für die Aufklärung sehr berechnet und nothwendig. Nun waren die Schauspieler unter schützenden Privilegien schlecht, und Niemand durfte es wagen, viel dagegen zu sprechen, wenn auch noch hie und da ein Thor gewesen wäre, der im Theater von Kunstwerk, Geschmack, oder dergleichen Narrenpossen geredet hätte. Denn die ganze Absicht war, die Theater zu einer Art von Kaffeehäusern zu machen, in denen zufälliger Weise manche Menschen auf einem erhöhten, illuminirten Gerüste etwas lauter sprachen als die übrigen.

Darauf wurde noch die *Oper* eingeführt, um den Rest von gesundem Menschenverstand mit den Wellen einer strömenden Musik wegzuspielen, die ausgetretenen Kinderschuhe wurden wieder hervorgesucht, das Theater wurde zu einem Tollhause umgeschaffen, und seit der Zeit schämt man sich zu gestehn, wenn man

nämlich *Minna von Barnhelm* gelesen hat, daß man im Theater gewesen sei.

An manchen Orten soll die Obrigkeit sogar Direktoren angesetzt haben, die sich vorsetzlicherweise stellen, als verstünden sie vom Theater nichts, um diese abgeschmackte Spielerei nur völlig zu Grunde zu richten. Man nimmt immer mehr schlechte Schauspieler an und dankt die bessern ab, es werden unaufhörlich Opern auf Begehren gespielt, die Schauspieler schreien immer stärker, die Dichter schreiben immer langwieriger, so daß das deutsche Theater und der deutsche Geschmack | gewiß eine eiserne Natur haben müßten, wenn sie dies alles, ohne zu sterben, ertragen könnten. — —

Ulrich stand und erwartete das Emporziehen des Vorhangs; es geschah, und der *Hofrath* zankte mit *Friedrich*, dieser *Hofrath* aber war niemand anders, als *Seidemann*.

So hat er das Fach des Liebhabers aufgegeben! dachte *Ulrich* bei sich; ja wohl ist das Theater ein Bild des menschlichen Lebens! begeisterte Liebhaber werden unglückliche Väter, die Geliebten zänkische Tanten, Narren ernsthaft, und gesetzte Leute Narren.

Ulrichs Erstaunen wurde noch vermehrt, als er im *Kammerherrn* seinen alten Friseur *Leyser* erkannte, auch die *Frau von Schmerling* kam ihm bekannt vor, er konnte sich aber gar nicht erinnern, wer es sein möchte. Das Stück ging seinen Gang fort, und ward recht tapfer zu Ende gearbeitet, die Biederkeit des *Hofraths* erhielt allgemeinen Beifall. In der letzten Scene, die die *Frau von Schmerling* hat, erkannte *Ulrich* sie plötzlich an einem eigenthümlichen Zeichen der Augenbraunen: es war Niemand anders, als seine *Louise*. Er sprang sogleich über das Orchester hinweg, und kletterte über Lichter und Lampen zum Theater empor, fiel der erstaunten Schauspielerin um den Hals; alles, Theater und Publikum war erstaunt, der Regisseur ließ den Vorhang fallen, und das Stück war auf die Art mit einem neuen Schluß versehen.

Seidemann, *Louise* und *Leyser* freuten sich, ihren *Ulrich* wieder zu sehn, es kostete nur wenig, ihn dazu zu bereden, ein Mitglied der

Truppe zu werden. In wenigen Tagen trat er als rechtschaffener | Liebhaber auf, und beschämte an Edelmuth die ganze Truppe; in vierzehn Tagen war er *Louisens* Ehemann.

Das Publikum fand sein Spiel bewundernswürdig, denn er hatte einen weit herzhaftern Tritt als alle übrigen in der Gesellschaft, er ward unaufhörlich beklatscht, und dies erweckte den Neid seiner Gefährten.

Ulrich lernte nun die Fülle der niedrigen Kabalen kennen, von kleiner und heimtückischer Bosheit; vorzüglich that ihm *Leyser* viel Herzeleid, der in der Truppe die Spitzbuben spielte, und nun manches aus seinen Rollen auf den armen *Ulrich* anwandte. Auch *Louise*, die bis dahin nicht von *Seidemann* gekannt war, hatte viel zu dulden. Der Direktor gab beiden endlich den Abschied, und da sie nun gar nicht wußten, was sie anfangen sollten, ward ihre Reue und ihr Schmerz nur um so lebhafter.

Ulrich faßte endlich einen schnellen Entschluß, nahm *Louisen* und reiste mit ihr zu seinem Vater, der auf dem Krankenbette lag, und ihnen darum leichter, als sonst, verzieh. Da ihm *Louise* bald darauf einen Enkel brachte, war der alte Mann wieder ganz heiter, und *Ulrich* widmete sich dem Kaufmannstande.

Sein Vater starb bald nachher. *Ulrich* sieht jetzt als Kaufmann dem damaligen *Ulrich* gar nicht mehr ähnlich; er lebt äußerst eingezogen und haushälterisch, und alle Leute sagen von ihm, er sei ein solider, vernünftiger Mann geworden.

Fermer, der geniale.

Erzählung.

1796.

5 | Als *Fermer* von der Universität zurückgekommen war, ging er zuerst mit hochklopfendem Herzen nach der Straße, in der seine Geliebte wohnte. Er gedachte auf diesem Gange zu verschwinden, so drängte sich ihm das Blut aus allen Adern nach dem Kopfe.

10 Die Straße war etwas entlegen, und er hatte Zeit, unterwegs einige nicht unwichtige Betrachtungen anzustellen. Ist sie mir noch getreu geblieben? sagte er zu sich selbst, — warum habe ich seit langer Zeit keine Briefe von ihr erhalten? — Bei Gott! wenn ich sie treulos fände! — —

15 Mit einem erhitzten Gesicht lief er gegen ein langes Stück Bauholz, das ein Lastträger mit einer unerschämten Miene durch die Gasse trug: Vorgesehn! rief dieser, als er bemerkte, daß der junge *Fermer* eben in hitzige Vorwürfe ausbrechen wollte.

Fermer fluchte ein paar mal und fuhr dann in seinen Seufzern
20 fort, denn er sah nun schon das Haus vor sich, ja er glaubte sogar am Fenster eine weibliche Gestalt zu bemerken.

Fermer hatte Vermögen, seine Aeltern waren gestorben; er hatte nur, wie man zu sagen pflegt, zu seinem Vergnügen studirt, um in der Welt über manches mitsprechen zu können, denn das ist ein
25 Nutzen, den man den Wissenschaften nie wird abläugnen können.

| *Fermer* klingelte jetzt, ein Bedienter öffnete die Thür. — Er ging die Treppe hinauf, er fand *Louisen* in ihrem Zimmer.

Ohne weiter Umstände zu machen, sprang er auf sie zu und drückte sie herzlich in seine Arme: dies ist von jeher ein Vorrecht
30 der Verliebten gewesen. — So sehr er trunken von Wonne war, so glaubte er dennoch zu bemerken, daß seine Geliebte seine Herzlichkeit nicht so erwiderte, als sie wohl hätte thun sollen; indessen die Scene war einmal zur Freude bestimmt, und so gab er sich denn darüber zufrieden.

Warum hast Du mir so lange nicht geschrieben, Theureste? — rief er aus; — wie konntest Du mich in dieser entsetzlichen Unge-
wißheit lassen? Du glaubst nicht, was ich gelitten habe, alle mein
Glück, alle meine Plane lagen zerschlagen vor meinen Füßen, und
der wüthendste Schmerz fraß und nagte in meinem Herzen. 5

Louise schlug die Augen nieder. — Ich war nicht wohl, mein
Vater war krank, unsre liebe Vertraute, durch die Du immer meine
Briefe bekommen hast, war verreist.

Fermer. Louise, schreckliche Dinge gingen damals in meinem
Innern vor, ich glaubte Dich untreu, alles fiel mir bei, was ich je 10
in Büchern von dem Leichtsinne der Mädchen gelesen hatte. Keine
Nacht konnt' ich schlafen. — Du glaubst nicht, was ich gelitten
habe.

Louise. Unaussprechlich Theurer!

Fermer. Wie wohl ist mir, daß ich Dich wieder habe, daß ich 15
mich wieder an diesen Augen erlaben kann, daß ich Deine süße
Stimme höre! Alle Harmonie in mir war zerrissen und ver-
stummt, ich glaubte an keine Unsterblichkeit mehr, alle meine
Nerven zitterten.

Louise. Schrecklich, schrecklich! 20

Fermer. Ja wohl schrecklich! — die getrennte Liebe ist die Hölle
auf Erden. — Aber Du bist nicht so froh, wie ich dich wünschte,
um mich blühen alle Seligkeiten des Himmels und Du —

Louise. Ich kann mich von dieser Freude noch gar nicht erholen.

Die Aufwärterin trat herein, um Louisen zu ihrem Vater abzu- 25
rufen; die Lieben drückten sich noch einmal zärtlich an die Brust,
dann schieden sie.

Fermer kam sich auf der Straße wie ein großer Held vor; er
machte noch einen kleinen Spaziergang, redete einige Bekannten
an, that gegen andre, als hätte er sie nie gesehn, und ging dann 30
nach Hause.

Er gehörte nicht zu den schönen Leuten, seine Augen waren
nicht blau und sanft und klug, in denen aber doch das Feuer des
Muthes aufleuchtete, auch nicht dunkelbraun, eine Farbe, die bei

den Liebhabern und Helden von Geschichten auch sehr beliebt
ist, sondern, wenn ich die Wahrheit sagen soll, so fielen sie mehr
ins Graue. Er war klein von Person, sein Gesicht war gelblich und
hatte häufige Pockennarben.

5 Es braucht mir Niemand zu sagen, daß ich hier gegen die ersten
Regeln eines Schriftstellers anstoße; gegen Regeln, die sogar die
Kinder auswendig wissen. Die Wahrheit aber ist mir theurer, als
alles, und darum habe ich den jungen Geliebten so beschrieben.
Der Leser darf nur die gangbaren Bücher zusammenrechnen, die
10 Helden und Heldinnen summiren, so wird er erstaunen, welche
Menge von Schönheitsidealen sich | unter uns Deutschen her-
umtreiben, und dann die Klagen der Bildhauer und Maler gar
nicht begreifen können, die unaufhörlich jammern, daß es ihnen
so ganz an schönen Modellen fehle. So oft ich gereist bin, habe ich
15 mich in den Städten und auf dem Lande fleißig nach der unzäh-
ligen Menge von vortrefflichen Liebhabern und Liebhaberinnen
umgesehn, die ich in den Büchern hatte kennen lernen; aber immer
wurde ich getäuscht. Seit der Zeit mißfallen mir alle jene bezau-
bernde Schilderungen, jene Menge von Engels- und Adlersblicken,
20 jene unbeschreiblich lieblichen Physiognomien, weil ich nicht
mehr daran glauben kann.

Als Fermer nach Hause gekommen war, war seine erste Frage,
ob der Briefträger keinen Brief gebracht habe. Der Bediente über-
reichte ihm einen; er besah das Siegel und sagte: Gottlob! dann
25 erbrach er ihn und las:

Geliebter meiner Seele!

»Dich sollt' ich vergessen können? — Unmöglich! — Schon seit
anderthalb Tagen bist Du abgereist, und immer steht Dein Bild
30 noch so lebendig vor mir, als wenn Du noch hier gegenwärtig
wärest. Immer hör' ich noch Deine süßen Schwüre, die gewalti-
gen Ausdrücke, die Deine Liebe suchte und so behende fand.
Du hast Recht, etwas Außerordentliches muß auch auf eine
außerordentliche Art ausgesprochen werden. — Ich lese die

Bücher, die Du mir empfohlen hast, und bin jetzt eben beim *Thurnier von Nordhausen*; schreibe mir doch Deine Meinung darüber, die | kühne Darstellung hat mich gewaltig ergriffen, wie ich denn überhaupt sehr für das Große bin.«

»Ich denke an Dich, ich träume von Dir; ich weiß nicht, wie 5
es mit mir werden soll, in sechs Monaten wird eine schlimme
Periode für mich eintreten. Doch ich kann mich dann vielleicht
schon mit einem süßern Namen nennen, als ich mich jetzt
unterschreibe

Deine Geliebte *Nanette B.* 10

Wie war Fermer von Nanettens Liebe, von ihrer Seelengröße
gerührt! Er konnte vor Bewunderung gar nicht zu sich selber kom-
men, bis er bemerkte, daß er gähne, und sich daher sehr schnell
niedersetzte, um diesen theuren Brief noch an diesem Abend zu 15
beantworten. Er wunderte sich über seine seltsame romantische
Lage, stand wieder auf, und ging in der Stube auf und ab. Aus
seiner Büchersammlung nahm er ein Buch und fing den *Clavigo* an
zu lesen, um sich wieder etwas zu beruhigen; der Styl war ihm nur
nicht stark genug, er fing an zu seufzen, dachte recht inbrünstig 20
an Nanette, suchte Louisen auf einige Augenblicke zu vergessen,
und schrieb nun seinen Brief nieder:

Theureste meiner Seele!

»Wie leer und nüchtern ist mir die Welt, seit ich Dich ver- 25
lassen habe. Allenthalben steht mir Dein Bild noch vor den
Augen. — So eben bin ich vom Wagen gestiegen, und so eben
habe ich Deinen Brief gelesen; welche Wonne strömte durch
| alle meine Adern, als ich die Züge Deiner Hand wahrte.«

»Das Thurnier zu Nordhausen ist gewiß eins der kräftig- 30
sten deutschen Bücher. Welche Sympathie hat unsre Seelen
so gleich gestimmt! — Ich bekomme eine hohe Achtung für
Deutschland, wenn ich mich all der Helden, all der trefflichen
Dichter erinnere. — Es ist Zeit, daß auch ich mich aufmache,

ich bin lange genug müßig gewesen, und mein Vaterland hat
Forderungen an mir.«

»Vergieb die Kürze dieses Briefs, ich bin müde, die Uhr
schlägt zwei in der Nacht, mit den Gedanken an Dich schläft 5
ein

Leopold Fermer.

Er siegelte den Brief und setzte sich nieder, um den Genius* weiter
zu lesen, auf dessen Schluß er sehr begierig war, denn es hatte
eben erst sieben geschlagen. Dann verzehrte er ein sehr gutes
Abendbrot, legte sich zu Bette, las im Genius weiter, schlug das
Blatt ein und entschlief sanft.

Wenn er des Morgens aufstand, war gewöhnlich sein erstes
Geschäft, einige Zeit aus dem Fenster zu sehn, er rauchte dabei 15
seine Pfeife, und dachte an tausend Dinge, die ihm um keine andre
Tageszeit einfielen. —

Bin ich nicht ein Thor? sagte er zu sich selber, nachdem ihn
einige Vorübergehende höflich begrüßt hatten: — nicht im *Clavigo*,
nein, in der *Stella* ist meine ganze Lage geschildert, gemalt zum
sprechen! 20

| Er ging zurück und las dies Stück, indem er seinen Kaffee
trank. Es ist gut, dachte er dabei, daß es doch Bücher und Gedichte
für alle Menschen und für alle Situationen giebt; wie ich mich hier
in jedem Zuge wieder finde, es ist, als wenn der Verfasser mich
vor Augen gehabt hätte; Nanette ist die Madame Sommer, Louise
die Schwärmerin Stella. — Ach! was richten wir Männer nicht für
Unheil in den Herzen der Weiber an!

Er hatte geendigt, betrachtete das Kupfer vorn, stand auf, und
stellte sich vor den Spiegel. — Ja, sagte er mit bedeutenden Geber-
den, es geht den feurigen Gemüthern nicht anders; — kann ein
junger, hitziger, genievoller Mensch leben, wie ein sechzigjähriger
Alter? Empfinden wie er? — Mir braust die Kraft in jeder Ader,
meine Phantasie läuft mit meinem Kopfe davon: — es müßte bei

* Roman von Marquis Grosse.

alle dem ein interessantes Buch werden, wenn jemand mich so recht schildern könnte.

Mit vielem Selbstbewußtsein sah er wieder aus dem Fenster und erblickte im gegenüberstehenden Hause ein sehr reizendes Gesicht; er betrachtete sie, sie ihn; er grüßte, sie dankte; er zog 5 sich zurück, legte ein elegantes Nachtkamisol an, und kam dann mit diesem und seinem besten meerschäumnen Pfeifenkopfe wieder ans Fenster. Die unbekannte Schöne lächelte, er lächelte gleichfalls; wenn zwei Leute erst lächeln, ist es fast eben so gut, als wenn sie sich lieben, so stand es wenigstens in Fermers Kate- 10 chismus über die Menschenkenntniß, und er hatte diese Beobachtung bei allen Aufwärterinnen auf der Universität bestätigt gefunden.

Als er sich ankleidete, erkundigte er sich bei seinem | Bedienten, wer die interessante Dame gegenüber sei; er erfuhr, sie sei die 15 Frau eines Hauptmanns. Mit wunderlichen Planen ging er auf das nächste Kaffeehaus, um doch auch in der Politik und den dorthin einschlagenden Wissenschaften nicht zu sehr zurück zu kommen. Er hatte schon mancherlei treffende Bemerkungen eingeerntet, als er in einem Winkel des Saals den Namen seiner geliebten Louise 20 nennen hörte; er war aufmerksam, vergaß Pitt's Plane, und näherte sich den Sprechenden.

Er glaubte seinen Ohren nicht zu trauen, als er hörte, daß Louise verlobt sei, und in vierzehn Tagen ihre Hochzeit feiern würde; aber er blieb außer allem Zweifel, als sich ein großer, wohlgewach- 25 sener Mann näherte, die Sprechenden ihm gratulirten, und er ohne Umstände den Glückwunsch annahm.

Fermer steckte seine Pfeife ein, nahm Hut und Stock, ging fort, ohne, wie er sonst that, mit dem Marqueur zu spaßen, und lief auf dem Spaziergange schnell auf und ab. 30

Menschen! Menschen! sprach er ganz laut, heuchlerische, giftige Krokodilbrut! Ihre Augen sind Wasser, ihre Herzen sind Erz! Küsse auf den Lippen und Schwerter im Busen! — O Bosheit, hab' ich dulden gelernt u. s. w.

Er hielt die ganze Rede Karl Moor's, und bemerkte in seiner Wuth nicht, daß sie nicht ganz auf seinen Zustand passe; wer wird auch in der Leidenschaft auf solche Kleinigkeiten Rücksicht nehmen?

Die Leute betrachteten ihn sehr aufmerksam; er hatte einen großen Hut, klirrende Sporen, die er | immer trug, obgleich er nie ritt, einen Knotenstock, wie es einem Biedermanne ziemt, dabei arbeitete er mit den Händen gewaltig in der Luft herum, so, daß es manchen Einfältigen wohl zu verzeihen war, die ihn für einen 10 Wahnsinnigen erklärten.

Er ging nach dem Hause seiner Geliebten, stürmte die Treppe hinauf, und brach, ohne anzuklopfen, in ihr Zimmer. Sie frisirte sich eben und erschrak über seinen verwilderten Anblick.

Grausame! rief er, und stellte sich starr vor sie hin. Louise wußte 15 nicht, ob sie den Puderquast aus der Hand legen sollte. — Was ist Ihnen, fragte sie furchtsam.

Fermer. O! Nichts! nichts! — Das ist *Weibertreue!* Ha! Schlangenfalschheit! Du bist mir fremd, Louise.

Louise. So haben Sie vielleicht gehört —

20 *Fermer.* Alles! alles! — Und Du wagst es noch, mir ins Gesicht zu sehn? Das Entsetzen, die Schaam macht Dich nicht zum Leichnam?

Louise. Lieber Fermer —

25 *Fermer.* Lügnerin! — O wie die Wuth in mir tobt! — Ich kann mich nicht lassen —

Er nahm wüthend die Puderschachtel, brach sie in Stücke und warf sie zum Fenster hinaus.

Wie Sie auch sind! sagte Louise, indem sie aufstand; womit soll ich mich denn nun frisiren?

30 *Fermer* stampfte gewaltig mit den Füßen, warf sich auf den Boden, erhob sich wieder und ging vor den | Spiegel. — Wie es mich angreift! sagte er niedergeschlagen, ich fühle, mein Ende ist nicht mehr weit, der Tod wird mitleidiger sein als Sie.

Aber, sagte Louise sanftmüthig, es mußte ja doch einmal anders

werden; man kann jedoch nicht ewig schwärmen; mein Vater hat Recht, man muß doch auch auf eine Versorgung denken. Ich wollte Ihnen nur neulich nichts sagen, weil ich Ihre Hitze fürchtete. — Nun sehen Sie, da schwimmen die Stücke der Puderschachtel — was nur die Leute davon denken werden.

Sie sah den Fragmenten wehmüthig nach, und Fermer sah aus, als ob er den Tisch nachwerfen wollte.

Ich glaubte, Sie hätten mich längst vergessen, fuhr Louise fort — Aber, meine liebevollen Briefe. —

Ich dachte, Sie schrieben sie nur, um sich im Styl zu üben, — und dann war ich immer in Angst, mein Vater würde endlich noch den ganzen Handel erfahren.

So müssen wir uns denn trennen? sagte Fermer in einem weinerlichen Ton.

Auf ewig! sagte Louise sehr rasch.

Auf ewig! seufzte Fermer und lag in ihren Armen: — wer weiß, ob wir uns nicht nach vielen Jahren einmal wiedersehn.

Wie würde mich das rühren, sagte Louise, wegen all der Erinnerungen. — Sie kennen ja wohl die schöne Scene in der *Aussteuer* von Iffland?

! Ach ja! — und damit schieden die Unglücklichen. — Er eilte so schnell die Treppe hinunter, daß er sich mit dem Sporn den einen Stiefel aufriß und beinahe gefallen wäre.

Als er wieder auf seinem Zimmer war, sagte er: theure Nanette! große Seele! Jetzt erst erkenne ich ganz deinen Werth. — Er nahm sein Stammbuch und machte auf dem Blatte, auf das sich Louise geschrieben hatte, ein großes Kreuz mit Tinte; denn für ihn war sie ja gestorben. Es war ein rührender, ein großer Moment; er legte Löschpapier dazwischen, damit das unglückliche Zeichen nicht die gegenüberstehende Seite verderbe, und so ein übles Omen hervorbringe; denn Nanette hatte sich *vis à vis* eingeschrieben.

Es giebt Stunden im Leben, in denen sich der Mensch an Empfindungen so erschöpft hat, daß er nothwendig einschlafen muß. Fermer zog sich also aus, schickte den Stiefel zum

Schuster und legte sich trübselig aufs Bett. Der Bediente hörte ihn schnarchen, als er vom Schuhmacher zurück kam.

Louise saß indeß an ihrem Schreibtisch und fertigte folgenden Brief an ihre Vertraute aus, die nach einer benachbarten kleinen Stadt verreist war, um unter Onkeln und Tanten auf Piktiks und einigen bevorstehenden Hochzeiten den Frühling auf dem Lande zu genießen.

Liebe Seele!

»Fermer und ich sind geschieden, es war eine entsetzliche Scene; ich mußte ihn mit Gewalt und mit Thränen zurück halten, daß er nur nicht aus dem Fenster hinaus in den Kanal sprang. Ich hätte nie geglaubt, daß er einer so unendlichen Liebe fähig sei. — Meine Seele ist jetzt beunruhigt und ruhig zugleich; die Scene ist vorüber; aber er irrt jetzt vielleicht verzweifelt in den Wäldern umher, haßt die Menschen und sich, und schlägt kein Auge auf, um die Natur nicht gewahr zu werden, die er an meiner Seite so oft bewunderte. Wir Weiber sind doch schwache Geschöpfe, das kann ich nun wohl mit Recht sagen; denn der Herr Walther gefällt mir im Grunde doch besser, er ist schöner; mein Vater sagt, er sei reich. — Ich habe mich darein ergeben; kommen Sie doch ja zu meiner Hochzeit zurück.«

»Wie schön ist der Frühling hier auf dem Lande«, schrieb die Freundin zurück; »aber Schade, daß ich noch fast gar nicht aus der Stadt gekommen bin, und es auch noch nicht habe möglich machen können, die Lektüre des Matthisson anzufangen. Aber meine Lust zu tanzen kann ich hier recht befriedigen, denn es wird alle Abend getanzt und gewalzt, und der Sohn des Bürgermeisters hier ist ein exzellenter Tänzer und auch sonst ein artiger Mensch; er hat erstaunlich viel von Marquis Posa, dessen Rolle er auch fast ganz auswendig weiß. — Leben Sie wohl, bis wir uns fröhlicher wiedersehn.«

Fermer erhob sich gestärkt und getröstet vom Lager; die Dame gegenüber sah wieder aus dem Fenster, er ging im Zimmer auf und ab; bald sah er nach ihr; | dann grüßte er; dann setzte er sich in einer schwermüthigen Stellung dicht an das offene Fenster, damit sie ihn gewahr werden möchte; ja er gab sich selbst alle mögliche Mühe, um zu weinen, bildete es sich auch endlich ein und trocknete zu wiederholtenmalen die Augen. — Als er durchs Schnupftuch nach dem Frauenzimmer hinüber sah, bemerkte er, daß sie wieder lächle, und er schloß daher, ihre Seelen müßten ungemein sympathisiren.

Als sich die Dame zurückgezogen hatte, fiel es ihm ein, daß seine Mitbürger, nachdem er von der Akademie wieder zurückgekommen, wahrscheinlich irgend etwas von ihm erwarten würden. Er dachte an seine Geschichte, seine Empfindungen, an sein Herz, und er beschloß, alles in einem gutgesetzten Ritterromane wieder anzubringen; er sah sich schon gedruckt, rezensirt, in Kupfer gestochen. Auf einem feinen Bogen Papier schrieb er den Titel nieder, seinen Namen und inwendig: *Erste Scene*, denn es sollte dialogirt werden; dann durchdachte er die Materie und Einkleidung etwas genauer, trat bald vor den Spiegel, bald ans Fenster, und arbeitete so den größten Theil des Tages.

Er erhielt am folgenden Tage wieder einen schmeichelhaften Brief von Nanetten, die die Tochter eines Handwerkers war, aber immer große Gesinnungen äußerte, so, daß sie ihn selbst zuweilen beschämt hatte. Ideal! rief er aus, du sollst wahrlich in dem Buche nicht vergessen werden (er küßte den Brief), nein, ich mache dich aus Dankbarkeit zur Hauptheldin, alle deine Briefe sollen mit kleinen unbedeutenden Abänderungen gedruckt | werden; Welt und Nachwelt sollen sie ebenfalls genießen, und die weibliche Tugend bewundern.

Er antwortete, er bekam Briefe, Louise feierte ihre Hochzeit, er schrieb an seinem Buche, er las andre Bücher, um sich zu bilden, ging spazieren, und rauchte einen neuen Pfeifenkopf braun; sah die Frau des Hauptmanns täglich; und als so ein Vierteljahr ver-

gangen war, und Nanettens Briefe ausblieben: so gestand er es sich endlich, daß er in die Dame im Fenster gegen über sterblich und unsterblich verliebt sei.

Eine neue wunderbare Situation! Sie war verheirathet; aber sie liebte ihren Mann gewiß nicht; der Hauptmann war gewiß ein roher gefühlloser Mensch; die Frau schmachtete wahrscheinlich nach Liebe und Büchern, und edelmüthigen Gesprächen; sie lächelte immer wenn sie ihn sah, — warum sollte er nicht den kühnen Schritt wagen, ihr seine Liebe zu gestehn?

Er wagte ihn, — und da er kein andres Mittel sah, warf er einen großen Brief in ihr Zimmer hinein, als das Fenster an einem warmen Tage offen gelassen war; dieser Brief enthielt alle seine Empfindungen, seine ewige Liebe, ganz genau beschrieben, so, daß man hätte blind sein müssen, um sie zu verkennen.

Er wollte nun den Erfolg seiner Erklärung abwarten; aber die Frau ließ sich seit der Zeit gar nicht mehr am Fenster sehn, und indem er noch in der höchsten Ungewißheit war, erhielt er ein Billet, das nichts geringeres als eine Ausforderung vom Hauptmann enthielt, der durchaus auf eine blutige Art die Beleidigung seiner Frau rächen wollte.

| Fermer vergaß seine Bücher, seine Nanette, seine neue Geliebte, alles, über diese unvermuthete Ausforderung. Er schloß sich ein, er setzte sich nieder, er las das Billet noch einmal, und der Inhalt war um nichts besser; er weinte, er beklagte sein grausames Schicksal und sein frühzeitiges Ende, den Verlust seines Vaterlandes, die Vernichtung aller großen Plane. Er beschloß, die Ausforderung nicht anzunehmen, denn die Gesetze hätten dergleichen mörderliche Duelle verboten, ein junger Mensch könne wohl einmal in Versuchung fallen, verdiene aber deswegen nicht, daß er gleich umgebracht werde. Kurz, er hatte ungemein moralische Gedanken; er beschloß, in die Gattin des Hauptmanns nicht weiter verliebt zu sein; denn es sei wirklich unrecht, aber auch nicht sich der Gefahr auszusetzen, die Spitze eines Degens in den Leib zu bekommen.

Aber bin ich nicht ein Feigling? rief er aus, indem ihm Friedrich mit der gebissenen Wange in die Augen fiel; soll sich ein deutscher Mann so betragen? — Was ist denn der Muth anders, als eben die Verachtung der Gefahr? Wahrlich, wenn es keine Gefahr gäbe, würden wir alle ohne Umstände muthig sein. Jetzt nimmt
5 vielleicht die größte Periode meines Lebens ihren Anfang, und ich ziehe mich selber schändlicher Weise zurück; nein, ich will dem Abentheuer, ich will meinem Feinde entgegen gehn.

Er betrachtete seinen Degen, den er bis dahin noch nicht genau angesehen hatte, dann las er die Beschreibung einiger fürchterlichen Zweikämpfe, und hatte es noch nie so lebhaft empfunden, wie viel an Leib und Leben diese deutschen Helden gewagt hatten.

! Er sah sich als Sieger aus dieser blutigen Fehde kommen, ein ganz neues, interessantes Kapitel in seiner Lebensgeschichte, er hörte sich bewundern, er war mit sich selber ungemein zufrieden.
15

Aber, unterbrach er diese angenehmen Vorstellungen, ich könnte mir denken, daß mein Gegner auch der Held einer interessanten Lebensgeschichte wäre, in der ich gleichsam als Episode erschiene, als Nebenperson, die nur aufgefüttert ist, um den Ruhm dieses mir fremden Menschen zu verherrlichen; denn hätten jene alten Helden keine tapfern Männer umgebracht: so hätten wir auch von jenen Gefallenen keine weitläufigen Sagen der Vorzeit. — Wer steht mir für den Sieg?

Dadurch wurde seine Heiterkeit wieder niedergeschlagen; er beschloß, niemand etwas von seiner Gefahr zu vertrauen, um sein
25 gutes oder böses Schicksal in bestmöglicher Ruhe abzuwarten.

Der Bediente trug das Abendessen auf, aber der Herr hatte allen Appetit verloren; seine Schwermuth war so merklich, daß ihn selbst Johann fragte, ob ihm etwas fehle. Fermer seufzte, drehte den Kopf von der Seite und sagte: ihm fehle nichts.
30

Der Bediente kam wieder, und nahm das Abendessen fast ganz so wieder mit, wie er es aufgetragen hatte, das war ein unerhörter Fall; er konnte unmöglich seinen Herrn allein leiden lassen. Fermer ward durch die Treue seines Dieners gerührt, er fiel ihm

schluchzend um den Hals. Johann! rief er aus, ich gehe in meinen Tod, mit dem Anbruch des Tages bin ich nicht mehr.

! Johann entsetzte sich; denn er hatte noch rückstehenden Lohn zu fordern; er suchte seinem Herrn begreiflich zu machen, daß er
5 nicht recht bei Sinnen sei, wie er aus diesen Reden und aus dem wenigen Appetite ganz deutlich abnehme. Fermer aber blieb in seiner tragischen Laune; behauptete, er könne nichts entdecken, aber sein Tod sei ihm nur allzugewiß.

Die Beredsamkeit Johanns stockte endlich, und der Herr nahm nun von seinem Diener den rührendsten Abschied. Einer hing am Halse des andern, beide weinten; die Edeln litten gewaltig.

Johann ging endlich zu Bette; in der grausenden Mitternacht schrieb Fermer diesen kurzen Brief an Nanette:

Gute!

»Lebe wohl, ewig wohl — ich danke Dir dafür, was Du mir in diesem Leben warst; die Erinnerung will ich mit in die Ewigkeit hinüber nehmen. — Es ist schwarze Nacht, und der aufgehende Tag wird noch schwärzer sein, — mein Schicksal ruft mit eherner Glockenstimme, ich muß ihm folgen — lebe wohl.
20

Es wurde wirklich Tag, woran Fermer immer noch im Stillen gezweifelt hatte; er nahm seinen Degen unter seinen Ueberrock und verließ die Stadt. Es war ihm schauerlich, daß noch alle
25 Leute schliefen, und er allein so früh aufgestanden sei, um sich abschlagen zu lassen.

! An dem bestimmten Orte sah er den Hauptmann mit entblößtem Degen stehn — aller Muth verließ ihn, er näherte sich zitternd und sank auf ein Knie nieder.

Großmüthiger Feind! rief er demüthig, — schonen Sie einen Jüngling, dessen Unbesonnenheit —

Der Hauptmann gab ihm ein paar Schläge mit der Klinge, die ziemlich empfindlich waren. Sei Er künftig kein Narr, sagte er, alles war nur ein Spaß, — ich mich schlagen mit einem solchen

Schlucker? — Er ist jetzt genug gestraft, ich und meine Frau haben schon im Voraus über diese Posse gelacht. — Er steckte den Degen ein.

Fermer dankte in den rührendsten Ausdrücken, er flog zur Stadt zurück; Johanns Freude, daß er seinen Herrn wieder sah, war unbeschreiblich; Fermer zahlte ihm seinen Lohn aus, und gab ihm noch überdies ein Geschenk, dann legte er sich zu Bette und schlief einen vortrefflichen gesunden Schlaf.

Als er aufstand, war er ungewöhnlich froh; er aß stärker als gewöhnlich, rauchte mehr Tabak als gewöhnlich, zog sich besser an als gewöhnlich. Es war, als wenn er allen Gütern dieses Lebens seine Antrittsvisite abstaten wollte. Nachmittags schrieb er folgenden Brief an Nanetten:

Theure Seele!

»Die Gefahr ist vorüber — ich bin dem Leben zurückgegeben. — Beinahe wär' ich Dir auf mehr als eine Art entrissen worden, aber der Himmel hat sich unsrer Liebe angenommen, nun bin ich | ganz, ganz wieder Dein; alle Hindernisse sind gehoben. — Jauchze mit mir, die Vernichtung hat nun weiter keinen Theil an mir, ich war der Gefahr zu stark; mein brausendes Blut, meine Nervenstärke hat den Tod zurückgeschreckt. Der Mann müßte kein Mann sein, der nicht einmal das Schicksal besiegen könnte. — Ich will in der Einsamkeit nun ganz Dir leben, nur Gedanken an Dich sollen mich beschäftigen.

Adieu.

Er gab beide Briefe zugleich auf die Post, der erste sollte mit der reitenden, der andere mit der fahrenden abgehn, so, daß sie ohngefähr zu gleicher Zeit ankämen.

Er wollte zum Fenster hinaus sehn, zog aber den Kopf schnell wieder zurück, denn die Frau des Hauptmanns sah aus dem gegenüberstehenden.

Fermer machte nun ganz ernsthaft den Plan, die Stadt zu verlassen, und sich reizender auf einem Dorfe, den Rest des Sommers einzumiethen. Es kam ihm so schön vor, sich als ein *unbekannter Menschenhasser* unter den Bauern umherzutreiben, die Neugier der Leute zu spannen, und jeden zu verwünschen, der nur ein menschliches Gesicht habe. Das ganze Menschengeschlecht sah er als eine Rotte von Verräthern an. Louise, die Hauptmännin, der Hauptmann, hatten sich treulos gegen ihn erwiesen, und auch von Nanetten war seit lange kein Brief angekommen. Hinlängliche Gründe, um die Welt zu verfluchen; viele thun es oft aus noch geringern Ursachen.

| Er fand eine Wohnung die ihm gefiel, und zog mit seinem Bedienten hin, das Dorf war nur eine halbe Meile von der Stadt entfernt. Johann mußte nun viel leiden, weil er das Unglück hatte, auch zu den Menschen zu gehören; bald war das Essen schlecht, bald wurde seinem Herrn die Zeit lang, bald schimpfte er, daß auf dem Dorfe kein Kaffeehaus sei, und kein vernünftiger Mensch zum Umgang, um die Einsamkeit erträglich zu machen.

Er lernte Lieschen, die Tochter des Küsters, kennen. Sie war ein derbes, gesundes Mädchen, dem Fermer, seiner Sporen wegen, ganz außerordentlich gefiel. Er besuchte den Vater, sprach mit der Tochter, fluchte auf die Menschen, schalt sie alle Bösewichter, und machte Lieschen zu seiner Vertrauten.

Sie lernte bald von ihm die Menschen verwünschen und die Einsamkeit der Gesellschaft vorziehen, beide waren daher jetzt unzertrennlich. Fermer verliebte sich, er ward wieder geliebt, und da Lieschen in Büchern nicht sehr belesen war, so ging diese Liebe bald aus dem Sentimentalen in die natürliche über. Der Vater bemerkte ihre Vertraulichkeiten und ward ergrimmt; um ihn zufrieden zu stellen, ließ sich Fermer mit Lieschen aufbieten und versprach, die Hochzeit in vierzehn Tagen zu feiern.

Plötzlich erschien *Nanette* im Dorfe; sie hatte Fermern in der Stadt vergebens gesucht; sie war ihrem Vater entlaufen, um bei ihm Trost zu finden. — Alle waren in Verzweiflung.

! Nanette warf sich auf die Kniee und schrie und heulte. — Ich bin Mutter! rief sie pathetisch, — (und es wäre unnöthig gewesen, es zu sagen; denn jedermann bemerkte es). — Ums Himmelswillen Leopold! gieb diesem Kinde einen Vater, oder ich muß es mit diesen Händen umbringen, so leid es mir auch thun sollte. — Laß 5 die Bitten einer Mutter an Dein Herz ergehn.

Lieschen wollte schon aus dem ähnlichen Tone zu sprechen anfangen, als sich Nanette endlich besänftigen ließ, und großmüthig, nachdem ihr Fermer einige hundert Thaler verschrieben hatte, zurückstand. — Sie entdeckte jetzt, daß sie einen Liebhaber 10 habe, der sie heirathen wolle, wenn sie nur einiges Vermögen aufzuweisen habe; er war auf der Universität Hofmeister eines jungen Amtmannssohns gewesen, und bekam jetzt eine Stelle an der Schule in Fermers Geburtsstadt.

Alle waren zufrieden; Fermer zog mit seiner Frau in die Stadt, 15 und brachte ihr Geschmack an Büchern bei; sie lernte Louisen kennen, diese mit der Vertrauten, die indessen ihren Marquis Posa geheirathet hatte, nebst Nanetten und ihrem Mann, machten einen vertraulichen Zirkel aus, in dem man las und sprach und gähnte. — 20

Fermer ist seitdem Schriftsteller geworden und bietet den Buchhändlern folgende Manuscripte an:

Löwenhelm der Bärenstarke, Vaterlandssage, in 3 Bänden.

Die Eroberung von Teltow, ein brandenburgisch-vaterländisches Schauspiel, in 6 Aufzügen. 25

! *Die unsichtbaren Sichtbaren*, eine Geschichte, die man kürzlich in den Obeliskten gefunden, 4 Bände.

Rudolph vom Kellersporn, gemeinhin genannt der *Abgrundspringer*, in 2 Bänden.

Der Naturfreund.

Erzählung.

1796.

5 | Um die Zeit im Sommer, in der ein Theil der schönen Welt
gewöhnlich seine Zuflucht nach einem Bade nimmt, setzte sich
auch ein Kriegs-rath *Kielmann* in einen Wagen, um die Stadt zu
verlassen. Er war nicht krank, und wollte auch kein Bad besuchen,
sondern eine Zeitlang in der Nähe eines Gesundbrunnens woh-
10 nen, um die schöne Natur zu genießen.

Der Kriegs-rath Kielmann war ohngefähr dreißig Jahr alt und ein
sehr brauchbarer Geschäftsmann, er hatte eine Erholung nöthig,
weil er eine lange Zeit strenge gearbeitet hatte, und er jetzt selbst
für seine Gesundheit fürchtete. Er wollte daher mehrere Wochen
15 auf dem Lande zubringen, um sich und einer schönen Muse zu
leben: denn der Kriegs-rath war zugleich ein Mann von Empfin-
dung, der in seinen jüngern Jahren die schönen Wissenschaften
studirt hatte. Daraus wollten ihm manche Leute in der Stadt einen
Vorwurf machen; ja manche gingen gar so weit, ihn einen Narren
20 zu schelten: diese aber waren meist mit dem Kriegs-rathe Weller
verwandt, dessen Tochter Herr Kielmann nicht geheirathet hatte,
ohngeachtet es ihm angeboten, und sie das reichste Mädchen in
der Stadt war. Kielmann achtete wenig auf dieses Gerede, denn er
war zu sehr Philosoph, um sich um Stadtgeschwätz zu kümmern;
25 er fuhr jetzt mit frohem Sinne durch das Thor, und | steckte seinen
Kopf lächelnd weit aus der Chaise heraus, um sogleich das freie,
sonnige Feld in Augenschein zu nehmen.

Jetzt will ich dich nun auch recht genießen o Natur, dachte der
Kriegs-rath bei sich selber; alle meine Arbeiten und Geschäfte will
30 ich nun vergessen und nur für dich Augen und Gedächtniß haben.
Ich will zu den Empfindungen meiner poetischen Kinderjahre
zurückkehren, ich will mein Dasein verjüngen und wie ein Kind
an den Händen der Schönheit und der Natur einhergehn.

Der Wagen fuhr indessen weiter, und der Kriegs-rath gab sich

große Mühe, ja keinen Berg oder kein Dorf mit seinen Augen zu versäumen, damit er nichts vom Genuß der ländlichen Natur verliere. — Wie glücklich bin ich, fuhr er dann in seinem Selbstgespräche fort, daß ich noch so frei und ledig bin, ganz meinen eigenen Einfällen folgen kann und nicht von den Launen einer Frau
5 abhängen; die Mademoiselle Weller ist ein ganz hübsches Mädchen, sie hat viel Geld, aber wenig Verstand und noch weniger Empfindung, keine Lektüre und keine Liebe für die Poesie; aus der Natur macht sie sich gar nichts, sie lacht zu viel, sie scherzt über alles. — Es ist überhaupt besser, daß ich mich nicht mit dem Heirathen
10 übereile; denn wie selten ist es, daß wir eine Seele finden, die mit uns sympathisirt und ohne die reinste Sympathie der Seelen fühlt man in der Ehe nur die Fesseln, und den Verlust der Freiheit.

Kielmann hatte während diesen Betrachtungen einen See, der links an der Straße lag, zu bewundern vergessen; er ließ daher den
15 Kutscher still halten, und stieg aus, um das Versäumte nachzuholen. Dann ging er einen Fußsteig über eine Wiese und ließ den Wagen | langsam weiter fahren; er betrachtete nun jede Gruppe von Bäumen sehr genau, und suchte sie seiner Phantasie einzu-
20 prägen; er empfand ungemein viel, und stieg nur erst wieder in den Wagen, als ihn das Gehen ermüdet hatte.

Als er wieder im Wagen saß, freute er sich auf den Anblick einiger Ruinen, die in einer halben Stunde erscheinen würden, und bei denen er schon in der bloßen Vorstellung einen kleinen Schauer empfand. — Bäume und Häuser gingen nun rasch seinen Augen
25 vorüber, der Gesang der Vögel, das Rasseln der Räder, das Rauschen der Bäume und die wiegende Bewegung des Wagens versetzten ihn bald in eine gewisse Trunkenheit, er rieb die Augen zu wiederholtenmalen, gähnte dann, und nach einiger Zeit akkompagnirte er das Konzert der Natur mit einem lauten Schnarchen.
30

Der Fuhrmann rief: Brrr!! — Die Pferde standen, der Wagen hielt; der Kriegsath dehnte sich, gähnte und rieb die Augen mit seinen ausgespreiteten Händen. — Wo sind wir denn? rief er jetzt dem Fuhrmann zu. Beim Wirthshause, Herr Kriegsath, hier wol-

len wir füttern. — Das war ein schlimmer Weg, die letzte halbe Meile hieher. —

Aber wo sind denn die Ruinen?

O Gottlob, da sind wir schon seit einer Stunde vorbei.

5 Schon seit einer Stunde? fragte der Kriegsath und stieg noch halb schlaftrunken aus dem Wagen.

Ei! ei! sagte er zu sich selber, das ist nicht fein! Pfui! in der schönen offenen Natur einzuschlafen! Auf einer Reise, auf die du dich schon seit so lange gefreut | hast! — Wenn das so fortginge, so
10 würden wir mit dem Genuß der Natur nicht weit kommen.

Man bereitete das Mittagessen, das unsern Reisenden wieder stärkte; der Wirth unterhielt ihn dabei mit den Namen der Brun-
15 nengäste, die schon durchgereist wären; Kielmann aß und trank, und wiederholte sich die schönen Scenen in seiner Phantasie, die ihm auf dem Lande bevorstünden; die rauschenden Wälder, der Gesang der Nachtigallen und Lerchen, die schöne Unschuld von
20 Dorfbewohnern, die Simplicität ihrer Lebensart u. s. w. — Es mißfiel ihm die Geschwätzigkeit des Wirths und er trieb den Fuhrmann und seinen Bedienten an, um so geschwind wie möglich, wieder anzuspannen.

Die Reise ging weiter. Der Kriegsath labte sich wieder an den schönen Aussichten, und schlief dann zur Abwechslung wieder ein; auf jeder Meile nahm er sich fest vor, munter zu bleiben, aber
25 seine Natur überwand jedesmal seinen Vorsatz; dann ward er auf sich selbst böse, und war am Ende doch genöthigt, sich wieder mit sich auszusöhnen. — Spät in der Nacht hielt der Wagen in dem Dorfe, in welchem der Kriegsath seinen Wohnsitz aufschlagen wollte. Er aß nur wenig und legte sich bald schlafen.

Der Gesundbrunnen war nur eine halbe Meile von diesem Dorfe
30 entfernt, und hier wohnte neben andern für uns uninteressanten Gästen die Geheimeräthin Langhoff mit ihrer Tochter Caroline; der Mann war schon seit einigen Jahren todt und sie lebten jetzt von einer Pension und den unbedeutenden Renten eines kleinen Vermögens. Die Tochter ward in jedem Sommer krank, und die

Mutter wandte einen großen Theil ihres jährlichen Einkommens darauf, um mit Carolinen eine | Zeitlang auf dem Brunnen zu wohnen, um sie dort mit allen Gästen bekannt zu machen; der Zweck davon war: Mademoiselle Langhoff war schon fünf und zwanzig Jahr alt, und doch noch nicht verheirathet. Man war in
5 der Gesellschaft, man tanzte und lachte, und die Mutter glaubte, daß sich die Tochter doch wohl irgend einmal einen reichen, angesehenen Mann antanzen würde, den ihre schönen Augen oder ihr noch schönerer Wuchs auf ewig zu ihrem Sklaven, oder was noch schlimmer und bedeutender war, zu ihrem rechtmäßigen Manne
10 machen würden.

Der Leser, der so gütig ist, diese kleine und unbedeutende Erzählung Wort für Wort zu lesen, wird uns nun erlauben, mit Briefen fortzufahren, die wir neben einander stellen wollen, damit die Verschiedenheit des Styls und der Charaktere desto mehr in
15 die Augen falle.

Beim Sonnenaufgang saß der Kriegsrath schon an einem Tisch und schrieb einen Brief an einen Freund in der Stadt, den er aber nicht sogleich abschickte, sondern in der Form eines kleinen Tagebuches fortsetzen wollte; die schöne Caroline schrieb fast um dieselbe Stunde an eine Freundin, und der Leser erhält nun hier die Parallelbriefe:

25

30

Briefe des Kriegsraths Kielmann.

am 3ten Juli.

Liebster Freund.

O wie glücklich, wie außerordentlich glücklich bin ich! —
5 Ich schreibe Ihnen | aus meinem Dorfe, indem die Sonne eben aufgeht und rothe feurige Strahlen über mein Papier
10 wirft. — Ein schöner Hügel mit Bäumen bekränzt steht vor meinen Augen, und mir ist so frisch und leicht, daß ich es Ihnen gar nicht beschreiben kann.

15 Welche reine gesunde Luft athme ich hier ein! — Wie froh werde ich nach einigen Wochen zur Stadt und zu meinen Geschäften zurückkehren! —
20 Hier brauche ich nun nach keinem Rathhause zu gehen. Hier ängstigen mich nicht die vollgestopften Repositorien mit ihren bestäubten Akten. Ich will oft
25 an diese Quaaalen zurückdenken, um die kurze Zeit, die ich hier zubringe, destomehr zu genießen.

30 | am 4ten Juli Nachmittags.

Ich habe gestern und heut die schönen Gegenden umher besucht. Da ist ein kleiner Wasserfall hier ganz in der Nähe,

Briefe der M. Caroline.

am 3ten Juli.

Liebe Louise.

Ich bin heut früher als gewöhnlich aufgestanden, und es scheint heute recht | schönes Wetter zu werden. — Was das hier angenehm ist, daß man sich nicht so wie in der Stadt zu geniren braucht. — Ich habe nun endlich meine elegante Morgenhaube fertig, und ich trage sie heute im Negligee zum erstenmale. — Das öftere Umkleiden, die Plaisirs, das Brunnentrinken macht, daß die Zeit vergeht, man weiß selbst nicht wie. Alles ist hier so lustig und munter, besonders ist ein gewisser Herr *Brand* die Seele der ganzen Gesellschaft. Er ist lauter Leben. Bald springt er herum, bald giebt er Räthsel auf, bald neckt er einige aus der Gesellschaft; er hat ein erstaunliches Gedächtniß. — Manche wollen es ihm nachmachen, aber es gelingt doch keinem so recht.

| Nachmittags am 4ten Juli.

Ich kann immer noch vor Lachen nicht zu mir selber kommen. Herr Brand hatte heute Mittag einen Bauern

der mich heut Morgen entzückt hat.

Das Mittagessen, das ganz einfach war, hat mir heute köstlicher geschmeckt, als je in der Stadt, und die Menschen, bei denen ich wohne, sind so simpel und so gut, daß mich ihre Gespräche mehr unterhalten, als die mit jenen verfeinerten Stadtmenschen, die nie wissen, was sie glauben oder sagen sollen.

am 5ten Juli.

In dieser Nacht ist plötzlich Regenwetter eingefallen und es scheint anhalten zu wollen. — Das macht mir freilich einen großen Strich durch meine schöne Rechnung; ich muß mich aber trösten und meine Zuflucht | zur Lektür nehmen. Es ist denn doch gut, daß ich einige von meinen Lieblingsdichtern mitgenommen habe. Ich habe Thomsons Jahreszeiten schon angefangen und lese dies schöne Gedicht immer wieder mit großem Interesse von neuem.

zum besten, der Erdbeeren zum Verkauf brachte. Die ganze Tischgesellschaft wollte sich vor Lachen ausschütten. Es ist ein allerliebster Mensch, 5 der Brand! die Frauenzimmer hier reißen sich auch um ihn; wie wenige Männer giebt es doch, die ihm ähnlich sind. Wie stechen die alten, steifen 10 Officiere, die hier sind, gegen ihn ab!

am 5ten Juli.

Es ist um zu verzweifeln! Es war so eine schöne Landparthie arrangirt und nun fällt es dem Himmel ein, zu regnen. — Da ist nun die liebe Frau von Lemstein und Herr Mannert gebeten, und nun werden wir | 20 uns heute an den langweiligen l'Hombretisch setzen müssen. Ich werde Langeweile haben und vielleicht noch mein Geld verlieren, denn ich gebe gewiß auf das Spiel nicht Achtung. — Ist es nicht um zu verzweifeln, 25 liebe Louise.

30

am 7ten Juli.

Immer noch Regen und schwarz bezogener Himmel! — Das Wetter macht mich ganz 5 unbegreiflich träge und schläfrig. Ich lese fast unaufhörlich; aber das Lesen spannt mich zu sehr an.

Statt selbst in der goldnen 10 Zeitenwelt zu leben, lese ich jetzt Gesners göttliche Schilderungen davon. Es will mir nur alles nicht recht behagen, weil ich mich auf die Natur selbst zu 15 sehr gefreuet habe.

| am 10ten Juli.

Es ist doch zu arg! Denken 20 Sie nur lieber Freund, das Regenwetter will immer noch nicht aufhören. Die Zeit meines Urlaubs verstreicht indeß, und ich sitze hier in einem 25 schmutzigen elenden Dorfe gefangen, ohne Beschäftigung, ohne Gesellschaft. — Soll man dabei nicht unzufrieden werden? Wenn ich wüßte, daß das 30 Wetter so bliebe, ließe ich gleich anspannen und führe wieder nach der Stadt zurück. — Alles macht mir hier Langeweile; da

am 7ten Juli.

Jetzt ist mir bei dem schlechten Wetter doch besser, wenigstens etwas. Herr Brand hat uns schon einigemal recht lustige Anekdoten vorgelesen, wir kommen dabei im Saale zusammen; heute Abend wollen wir ein Pfänderspiel versuchen.

Das schlechte Wetter ist doch immer hier noch eher zu ertragen, als in der Stadt, man ist doch ungenirt und dabei in Gesellschaft.

Wie ich es sagte! ich habe gestern einen Thaler und drei Groschen verloren.

| am 10ten Juli.

Wir sind jetzt immer alle recht vergnügt. Es ist nur ärgerlich, daß mir Mama jetzt immer Streiche spielt. Sie mag den Herrn Brand nicht gerne leiden, und darum soll ich auch nicht viel mit ihm umgehn. Die Pfänderspiele haben uns alle recht amusirt, und der kleine Brand wußte es so einzurichten, daß ich ihm durchaus ein Paar Küsse geben mußte. Es ist recht Schade, daß der hübsche Mensch nicht mehr Vermögen hat; denn so sagt man von ihm,

ich nicht mehr spazieren gehen kann. Die Leute hier sind zwar auf den ersten Anblick recht gut; aber zum Umgang sind sie doch ganz unbrauchbar. Das Essen hier ist auch meistens sehr schlecht, und was das schlimmste ist, die Menschen wissen es nicht zuzurichten. — Ich bin ordentlich auf Neuigkeiten aus der Stadt begierig; | aber man erfährt hier nichts, ich lebe hier, wie in der Arabischen Wüste.

am 11ten Juli.

Ich bin mit dem Prediger des Dorfes, einem alten wunderlichen Manne, bekannt geworden. Er hat eine außerordentliche Leidenschaft für's Kartenspiel, versteht aber kein anderes, als das gemeine alte fränkische Mariage. Er lenkte bald darauf ein, und ihm zu Gefallen habe ich heute fast den ganzen Tag an den Spieltisch versessen. — Was sagen Sie dazu, mein Freund? Aber was soll man auch bei dem abscheulichen Wetter anfangen?

daß er viel schuldig sein soll. Ein paar allerliebste Sprüchwörter hat er auch erfunden und aufgeführt; in dem einen mußte ich seine Frau vorstellen; das gab
5 denn zu allerhand Neckereien Gelegenheit, die Mama viel zu ernsthaft genommen hat. Ich wette, wenn der junge Mensch reicher wäre, Mama würde |
10 ihn selber gern sehn. — Aber so, — ach, ich weiß nicht, was ich alles schwatze! —

am 11ten Juli.

Ich kann doch den Herrn Brand nicht vermeiden, ohne die ganze Brunnengesellschaft aufmerksam zu machen, nicht
20 wahr, liebe Louise? Und doch will es Mama durchaus so haben. Und ich weiß es, daß es den armen Menschen betrübt, wenn ich mich jetzt mehr
25 zurückziehe. Er geht mir immer nach und sucht recht geflissentlich meine Gesellschaft, — ja Mama mag es ihm selber verbieten! was geht es mich an?
30

am 14ten Juli.

Ich finde doch, daß man bei jedem Spiele mehr Feinheit anbringen kann, als man im
5 Anfange glaubt. Der | Prediger hatte bisher immer von mir gewonnen; aber jetzt ist oft der Sieg zweifelhaft. Das Spiel interessirt mich ordentlich lebhaft; der sonderbare Mann hat mich mit seiner Leidenschaft angesteckt.

am 20sten Juli.

15 Ich bin recht böse auf mich, und ich denke, ich habe Ursache dazu. Schon seit vier Tagen ist das schönste Wetter von der Welt, und ich habe sie am
20 Spieltische zugebracht, mit dem abgeschmackten Prediger und seinem kläglichen Spiele habe ich sie verschwendet. Erst heute bin ich wieder ausgegangen.
25 Wie kann der Mensch so schwach sein? — Ich begreife mich selbst nicht.

am 21sten Juli.

30 Ich habe den benachbarten Brunnen heute besucht, | und ich finde, daß uns selbst auf dem Lande Gesellschaft unentbehrlich ist. Es sind viele

am 14ten Juli.

Denken Sie nur, man sagt sich in's Ohr: Brand würde die dicke Frau von Lemstein heirathen. Er | spricht zwar viel mit ihr, aber das kann ich denn doch unmöglich von ihm glauben. Sind Sie nicht auch meiner Meinung, liebe Louise? Sie kennen ja auch das häßliche Weib.

am 20sten Juli.

Es ist gewiß mit der Frau von Lemstein. O der Windbeutel! — Aber die ganze Gesellschaft hier verachtet ihn auch, und das mit Recht; der Harlekin kömmt einem gar nicht wie ein ordentlicher Mann vor. Bloß des Vermögens wegen ein altes, häßliches Weib zu heirathen?

Wie kann ein Mensch so elend sein? — Ich kann es nicht begreifen.

am 21sten Juli.

Ich wünsche, wir möchten wieder bald nach der | Stadt zurückreisen. Alles wird hier so langweilig; man amusirt sich jetzt mit Hazardspielen. — Da

Bekannte hier, als die Geheimeräthin Langhof mit ihrer Tochter, die Frau von Lemstein und andre. Pharaon wird hier hoch gespielt. Ich werde öfter herkommen.

am 22sten Juli.

Bin ich nicht ein rechter Narr, daß ich meine Zeit verderbe und mein Geld verspiele? — Ich habe heut im Pharaon sehr ansehnlich verloren; ich will es auch künftig unterlassen.

am 23sten Juli.

Die Gegend um den Brunnen und die Gesellschaft dort gefällt mir außerordentlich. Ich habe heute nicht gespielt und mich doch sehr unterhalten. Sie wer|den die Tochter der Rätthin Langhof kennen, es ist ein sehr liebenswürdiges Mädchen; ich habe mit ihr und der Mutter viel gesprochen, wir gingen ziemlich lange mit einander spazieren. Man hat mich eingeladen.

am 24sten Juli.

Die Mademoiselle Langhof ist nicht nur ein schönes, sondern auch ein überaus verständiges

war heute der unausstehliche Kriegs Rath *Kielmann* hier, der empfindsame Narr. Sie müssen ihn auch kennen, der einmal eine Liebschaft mit der Mam-
sell Weller hatte.

am 22sten Juli.

Mama hat auch Lust, nach der Stadt zurückzukehren, und ich wünsche, es würde nur erst angespannt, dann könnt' ich mit Ihnen, liebe Louise, über dies und jenes weitläufig sprechen.

am 23sten Juli.

Das fehlt uns noch, daß uns die langweiligen Narren auf den Hals kommen! Da hat sich der pinselnde Kielmann den ganzen Tag mit uns herum getrieben, | und mir vollends alle Laune verdorben. Mama ist von dem *vernünftigen* Manne ganz charmirt, und hat ihn auf morgen gebeten. — Alles ist mir entgegen! — Ich möchte manchmal toll werden!

am 24sten Juli.

Einen so verdrießlichen Tag habe ich seit lange nicht erlebt. Der Kriegs Rath ist fast bis um

Mädchen, sie spricht auch mit vielem Gefühl. Ein affektirtes Windspiel strich heut viel bei ihr herum; sie begegnete ihm
5 aber, zu meiner großen Freude, mit der gehörigen Verachtung. Etwas, das man selbst bei den klügsten Frauenzimmern nur sehr selten findet, denn fast alle
10 lieben bei den Mannspersonen die Affenmanieren.

Die Rätthin selbst ist eine hochachtungswürdige Frau; | sie scheint von mir eine sehr
15 gute Meinung zu haben. Sie äußerte heut, daß sie wünsche, ich möchte sie öfter besuchen, damit sie sich etwas mehr von der uninteressanten Brunnen-
20 gesellschaft entfernen könne. — Wenn ich der Tochter nur nicht zur Last falle! Mir schien es heut, als wenn sie mich nicht besonders gerne sähe. — Es
25 thut mir fast leid, daß ich nicht selbst auf dem Brunnen wohne: der Weg nach dem Dorfe ist doch etwas beschwerlich.

30

am 27sten Juli.

Ich bin jetzt den ganzen Tag auf dem Brunnen. Morgen wird hier ein Zimmer leer, und ich

Mitternacht geblieben, und auch der elende Brand war impertinent genug, uns auf eine Stunde zu besuchen. Ich denke
5 aber, ich bin ihm so begegnet, daß er nicht wieder kommen soll. Recht das Gegentheil von ihm ist der Kriegs Rath, mit dem Mama außerordentlich höflich und freundschaftlich ist, weil er Vermögen hat; er findet sich
10 dadurch sehr geschmeichelt.

Es war gestern ein Ge|witter, und ich glaubte gewiß, daß uns der Kriegs Rath verschonen würde; aber er kam dennoch. — Mama meint, er wäre in mich verliebt; je nu, als Mann wäre er wohl noch zu ertragen. Wir wollen sehen, wie es sich
15 fügt; ich will wenigstens von nun an freundlicher gegen ihn sein; sollte es auch nur deswegen geschehen, um den jäm-
20 merlichen Brand recht empfindlich zu kränken. — Wenn der Kriegs Rath nur nicht so ganz außerordentlich langweilig wäre.

am 27sten Juli.

Der Kriegs Rath wohnt jetzt auf dem Brunnen, so sehr hat er sich an uns attachirt.

will nun noch auf einige Tage hier wohnen.

Die Rätin hat mir erzählt, daß ihre Tochter mich sehr gerne sähe, daß sie oft | nach mir frage, und daß sie nur zu blöde und bescheiden sei, um etwas von ihrer Zuneigung in meiner Gegenwart zu äußern. Ich habe es nie recht glauben können, aber jetzt bin ich davon überzeugt. Sie ist seit zwei Tagen sehr freundlich gegen mich, und als ich ihr heut aus dem Klopstock etwas vorlas, bemerkte ich plötzlich, daß Thränen aus ihren Augen brachen. — Wenn ich aufrichtig sein soll, lieber Freund, so muß ich Ihnen sagen, daß das mein Herz gebrochen hat; ich fühle es jetzt, daß ich sie liebe, die Natur umher hat neue Reize für mich, ich bin glücklich. — Wenn sie mich nur wieder liebte, so wie ich sie liebe!

am 28sten Juli.

Ich habe mich erklärt, ich habe die Einwilligung. — Beschuldigen Sie mich kei|ner Uebereilung, theurer Freund; wie selten findet man jetzt ein fühlendes

Ich möchte jetzt mehr darauf wetten, daß er wirklich in mich verliebt ist. Unaufhörlich betrachtet er mich mit sehr zärtlichen Augen; | er seufzt und ist 5 oft in Gedanken. Ich begegne ihm freundlicher, und er ist dadurch sehr glücklich. Er las uns heute aus dem Klopstock etwas vor; er liest sehr schlecht, 10 und dann machte mir auch der unaufhörliche Kram von Engeln und bösen Geistern, die unverständlichen Verse, und daß das Gedicht durch- 15 aus nicht spaßhaft war, so viel Langeweile, daß mir die Kinnbacken vom verbißnen Gähnen weh thaten; meine Augen gingen endlich davon über und er 20 hielt es für Rührung.

Seit diesem Augenblicke wurde er noch weit zärtlicher gegen mich; meine Mutter ist sehr zufrieden, und ich bin es 25 beinahe auch.

am 28sten Juli.

Er hat sich erklärt, er hat die 30 Einwilligung. — Nennen Sie mich nicht rasch, | liebe Louise, denn meine Mutter hat Recht. Die reichen Männer sind jetzt

Herz? man achte es köstlich, wenn man es gefunden hat.

selten, und man schlage schnell zu, wenn sich einer anbietet.

am 2ten August.

5 Morgen reise ich von hier ab, und zwar in Gesellschaft meiner Braut und meiner Schwiegermutter; ich glaube, es wird nun gerade ein Monat sein, daß 10 ich die Stadt verlassen habe. — Wie freue ich mich darauf, Sie wieder zu sehn, und Ihnen meine künftige Gattin vorzu- 15 stellen.

Und weiter? —

20 Alle kamen glücklich zur Stadt zurück, es ward eine gewöhnliche Heirath geschlossen.

Der Kriegs-rath ward ein Ehemann; die ganze Stadt lachte, selbst die Braut lachte ein Duett mit ihrer Mutter.

Und der Kriegs-rath Kielmann? —

25 Je nun, der sah ein, daß er sich geirrt habe. — Aber ist nicht all unser Wissen in dieser Welt nur ein Irrthum? — Er tröstete sich mit diesem Gedanken.

am 2ten August.

Ich komme zurück, und zwar mit einem Bräutigam. — Endlich werde ich Sie nun wiedersehn, liebe Louise, und Sie müssen gleich in den ersten 5 Tagen den Kriegs-rath, meinen zukünftigen Mann, kennen lernen. — Leben Sie bis dahin recht wohl.

Die gelehrte Gesellschaft.

Erzählung.

1796.

5 | *Wildberg* saß angekleidet an einem Tische, und war eifrigst
bemüht, eine Feder zu zerkäuen. Wer ihn sah, hätte wenigstens
darauf schwören sollen, daß dieses sein angelegentliches Geschäft
sei, aber im Grunde schrieb er Verse. — Es schlug drei Uhr, und
ihm fehlte immer noch der Schluß seines Gedichts, und doch sollte
10 er es um diese Zeit schon seinen guten Freunden vorlesen. Er
wünschte selber nichts mehr, als daß es fertig sein möchte, aber
es wollte sich ihm zum Trotz das Ende immer nicht finden lassen;
denn ein Gedicht in Reimen kann man nicht so behende schließen,
als eines, das in Hexametern, oder gar in einem freien Sylben-
15 maaße geschrieben ist.

Man sagt, daß es kein so ungeduldiges Geschöpf gebe, als einen
Dichter, der sein Produkt vorlesen wolle. Einer meiner Freunde,
der sich auch für einen Dichter hält, behauptet wenigstens, daß,
wenn es auch keine Unsterblichkeit, keinen Nachruhm gebe, ja
20 wenn einem selbst in der Literaturzeitung übel mitgespielt würde,
das Vorlesen eines Werks in einer Gesellschaft *guter* Freunde alles
dieses Unglück gewissermaßen vergüte. Wenn dieser Satz wahr
ist, so läßt sich *Wildbergs* Unruhe leicht begreifen; denn eine
Minute verging nach der andern, und der Schlußgedanke kam |
25 immer noch nicht. Endlich steckte er sein Papier ein, fest entschlos-
sen, entweder nur fünf Strophen seines Gedichts vorzulesen, oder
unterwegs seine Phantasie noch anzustrengen.

Die Gesellschaft, zu der *Wildberg* eilte, bestand aus ihm und
drei Freunden, die wir jetzt ganz kurz charakterisiren wollen.

30 *Wildberg* war ein Mensch, der viele Verse schrieb, und man hat
schon oft behaupten wollen, diese Gattung von Leuten hätte nicht
viel Charakter. Er war ein ganz guter Mensch, und seine größte
Schwachheit war eben sein Hang zur Dichtkunst, und doch kamen
ihm wenige Gedichte, die seinigen ausgenommen, poetisch vor. Er

arbeitete sich oft ab, etwas Neues und Originelles hervorzubringen, und wenn er ausging und ihm irgend ein Gedanke einfiel, so fragte er sich gleich, ob er ihn nicht in einem Gedichte anbringen könne; denn sonst hatte er kein Interesse für ihn. — Er theilte die Menschen in zwei Klassen, in diejenigen, denen seine Gedichte
5
gefielen, und in die, die sie schlecht fanden; den letztern traute er wenig Geschmack und auch nicht zu viel Tugend zu. Hätte man ihn dahin bringen können, kein Dichter zu sein, so wäre er gewiß ein desto besserer Mensch geworden.

Das zweite Mitglied des kleinen Klubs hieß *Wandel*, und war ein sehr gesetzter ernsthafter Mensch. Man hätte ihn durch nichts
10
dahin bringen können, irgend etwas zu thun oder zu unternehmen, wovon er keinen Nutzen absehn konnte. Jeder Umgang, jeder Besuch, jedes Buch, das er las, mußte Einfluß auf ihn haben, und doch hielt er sich für so ausgebildet, daß nichts auf ihn Einfluß
15
haben konnte. | Er war einer von jenen Lesern, die nur lesen um zu recensiren; es giebt Leute, die gar nicht darauf kommen, irgend ein Kunstwerk zu genießen; ihr Vergnügen besteht bloß darin, es zu zerlegen, und zu diesen gehörte Wandel. Er hätte nie an dieser Gesellschaft Theil genommen, wenn er nicht überzeugt gewesen
20
wäre, sich und andre hier bilden zu können; darum wurde bei jeder Zusammenkunft irgend etwas vorgelesen, wenn es auch noch so unbedeutend war, und er erzählte der ganzen Stadt mit wichtiger Miene von der *gelehrten Gesellschaft*, von der er auch ein Mitglied sei.
25

Der dritte Freund hieß *Birnheim*. Er war der auffallendste Contrast gegen Wandel. Er hatte vielleicht in seinem Leben noch gar nicht daran gedacht, daß er eigentlich lebe, und dies irgend einmal ein Ende nehmen müsse; von dem sogenannten Werthe der Zeit hatte er gar keinen Begriff; je schneller sie ihm verging, je lieber
30
war es ihm. Er lachte über alles, und dann am meisten, wenn Wandel zuweilen beehrte, er möchte ihm zu Gefallen nur auf eine Viertelstunde ernsthaft sein, damit er von seiner Freundschaft, oder über das Schicksal, oder etwas dem ähnlichen einen

ernsthaften Diskurs führen könne. Einige Leute, die Verstand zu haben glaubten, riethen ihm, Lustspiele zu schreiben, weil er offenbar dazu geboren sein müsse; er aber war noch verständiger und unterließ es; nur der sogenannten gelehrten Gesellschaft zu
5
Gefallen schrieb er etwas nieder, wenn die Reihe an ihn kam; aber nichts Scherzhaftes, sondern er untersuchte dann gewöhnlich auf dem Raum eines halben Bogens, welche Staatsverfassung die beste sei, in wiefern die Reformation | Nutzen gestiftet habe und dergleichen; er trug dann Sachen vor, die jedes Kind wußte; aber
10
Wandel hielt diese Aufsätze seines Freundes doch in Ehren, weil er behauptete, sie wären doch das Einzige, woraus man ersehn könne, daß er doch auch einigen Verstand besitze.

Der vierte Charakter war niemand anders, als eine stille melancholische Person, mit Namen *Hüftner*. Er war in sich zurückgezogen, weil er in der Liebe unglücklich gewesen war; er verträumte das Leben, und so ernsthaft er auch fast beständig aussah, so wenig nahm er doch irgend etwas ernsthaft. In seinen Aufsätzen für die Gesellschaft zwang er sich immer spaßhaft zu sein, weil er sich Witz zutraute.

Bei jeder Zusammenkunft zankten die Mitglieder, weil sie einander so unähnlich waren, und jedesmal klagten sie darüber, daß in Deutschland doch eine gar zu große Aehnlichkeit der Charaktere herrsche. In keinem einzigen Satze waren sie einerlei Meinung, außer in diesem. Wildberg trat jetzt herein, duckte sich schnell in
20
eine Ecke, und schrieb die letzten Verse seines Gedichtes nieder, weil er sie wirklich unterwegs ausgearbeitet hatte. Alle waren neugierig, und um noch länger seine Bewunderung zu genießen, fing er erst an, etwas darüber zu sagen, was er durch dieses Gedicht habe ausdrücken wollen.

Die Ueberschrift, sagte er, heißt *das Meer*. Ich habe nämlich fingirt, daß ich mit einigen guten Freunden oben auf einer Klippe stehe, die sich über die unermeßliche See hinüberbeugt.

Wie kamen Sie aber dazu, rief *Birnheim* aus, Sie waren doch wahrscheinlich auf ebner Erde, in Ihrer Stube, als Sie es schrieben.

| Das ist nun kein Einwurf, sagte Wandel, das ist ja nichts, als eine poetische Voraussetzung, die erste Bedingung. Denn sonst könnte man ja bei jedem Gedichte etwas Aehnliches fragen.

Ich frag' es auch immer, sagte Birnheim.

Wandel. Dann müssen Sie auch keine Dichter lesen — 5

Birnheim. Es geschieht auch nicht —

Wandel. Wie Sie wollen; aber lassen Sie uns wenigstens hören, was unser Freund gedichtet hat. — Aber mit Ihrer Erlaubniß, lieber Wildberg, es ist mir schon oft so gegangen, daß ich in der Ankündigung eines Dichters mehr sah, hörte und empfand, als im Gedichte selbst; ich sah Sie jetzt zum Beispiel mit Ihren Freunden da oben auf der Klippe ganz deutlich stehn, wie Sie sich hinüber beugten, das Meer rauschen zu hören und sich vor seiner Gewalt entsetzen; aber es kann leicht sein, daß ich bei Ihren Gefühlen darüber nichts empfinde — 10 15

Birnheim. Weil es in der Stube par terre geschrieben ist?

Wandel. Nicht grade deswegen, sondern weil alle Gemälde mehr auf meine Phantasie wirken und durch sich selbst Empfindungen in mir erregen; wenn ich aber Empfindungen hingestellt sehe, so bleibt meine Phantasie dabei ungerührt und meine ganze Seele müßig. So hat mich schon oft ein Auszug aus einem Trauerspiele, wenn ich las: nun erscheint der und der in höchster Wuth oder Traurigkeit — mehr gerührt, als das wirkliche Trauerspiel — Aber lesen Sie nur, lieber Wildberg. 20

| *Wildberg* setzte sich nieder und las mit vielem Pathos folgendes Gedicht: 25

30

Das Meer.

1.

Auf hoher Felsenkante,
Der Menschheit Abgesandte
Stehn wir und opfern Gott Gesang.
Ihm tönen Jubellieder
Im Namen unsrer Brüder
Für alle Pracht der Erde Dank.

2.

In allgewalt'ger Schaale
Dem heiligen Schicksale
Schäumt unter uns das weite Meer.
In lachend heit'rer Stille,
Im wilden Sturmgebrülle
Ist's immer heilig, groß und hehr.

3.

Und Gottes Bild, der Himmel,
Schaut in der Fluth Gewimmel
Mit unbewegtem Aug' hinein:
Er beugt sich freundlich nieder,
Mit blauem Glanzgefieder
Schließt er die Fluth umarmend ein.

4.

Wie diese regen Wellen
Gedrängt sich treibend schwellen,
| So wallt der Menschen großes Meer:
In hoher Tugend Siege,
In schwarzer Laster Kriege
Stets groß und wundervoll und hehr.

30

5.

Drum laßt uns, gleich dem Himmel,
 Ins wilde Weltgetümmel
 Mit sonnenhellem Auge sehn; 5
 Fest an der Menschheit hängen,
 Die Welt mit Lieb' umfassen
 Und liebend, liebend untergehn.

6. 10

Laßt länger hier uns harren,
 In Meer und Himmel starren.
 Bis jede Fiber fühlend schwillt;
 Und segnet das Entzücken,
 Das unsern trunknen Blicken, 15
 Aus dir, Natur, geheiligt, quillt.

Er hatte geendigt und war begeistert, Wandel schüttelte mit dem Kopfe; Birnheim lachte aus vollem Halse; Hüftner weinte. Wildberg wunderte sich über die verschiednen Wirkungen, die seine Phantasie hervorgebracht hatte. Wandel trat auf ihn zu. 20

Lieber Freund, fing dieser an, mich dünkt, daß sich gegen Ihr sonst vortreffliches Gedicht noch sehr vieles aussetzen ließe; die Sprache darin ist nicht korrekt, die Darstellung nicht deutlich, die Bilder sind gesucht, das | Ganze ist nicht poetisch klar, sondern es schillert gleichsam nur so — 25

Wildberg. Und das Vortreffliche?

Wandel. Läßt sich demohngeachtet nicht läugnen. — Sie hätten uns aber das Meer individueller beschreiben sollen, sich etwas darauf einlassen, daß das Wasser eins von den vier Elementen sei, die Allegorie etwas mehr vermeiden müssen; kurz — 30

Wildberg. Ein ganz ander Gedicht schreiben.

Wandel. Nein, das will ich grade nicht sagen; aber Ihr Genie bequemt sich zu wenig nach der Kritik.

Aber warum lachen Sie so sehr, wenn es zu fragen erlaubt ist, sagte Wildberg zu Birnheim.

Nicht über Ihr Gedicht, wahrlich nicht, antwortete Birnheim, — denn ich habe es gar nicht einmal zu Ende gehört. Es sind nur einige Erinnerungen, die sich bei mir so frisch erneuerten. Lesen Sie doch einmal gleich den Anfang. 5

Wildberg las:

Auf hoher Felsenkante
 Der Menschheit Abgesandte

10 Nun, was ist denn da zu lachen?

Birnheim. Und dann in der zweiten Strophe —

Wildberg. In allgewalt'ger Schale

Dem heiligen Schicksale —

Nun, was ist denn darüber zu lachen?

15 *Birnheim.* Nichts, wenn Sie wollen, und doch möchte ich vor Lachen ersticken. — Ich sehe schon, ich muß Ihnen die ganze Geschichte erzählen.

Schon als ich noch auf der Schule war, war mir das ernsthafte Wesen meiner Mitschüler zuwider. Ich | machte immer heimlich kleine Komplotte, mit denen ich, ohne entdeckt zu werden, manchen lustigen Streich ausführte. 20

Es war jetzt die Zeit gekommen, daß ich zur Universität abgehn sollte; eine Periode, die allen Menschen sonst sehr wichtig vorkömmt, aber mir war es nur lächerlich. Unser Rektor war ein alter, ernsthafter Mann, der uns den Schritt, den wir jetzt thäten, nicht erschrecklich genug vormalen konnte; um uns vor Verführungen zu sichern, las er denen, die zur Universität abgehn wollten, ein eignes kleines, äußerst nützlich und langweiliges Kollegium, worin er uns vor tausend Sachen warnte, vor denen wir uns schon auf der Schule nicht mehr gefürchtet hatten. 30

Er hatte sich einige Worte angewöhnt, die er ungemein gern in seinen Reden anbrachte; so sprach er oft von der *Menschheit*, und suchte uns diesen Begriff und seine Wichtigkeit recht deutlich auseinanderzusetzen, er verband damit die Humanität und die

Stelle des Terenz, Homo sum etc. Er wollte uns durch seine Erklärungen eine hohe Ehrfurcht vor uns selber beibringen. Um dies noch bequemer zu bewerkstelligen, flochte er damit die Idee vom *Schicksal* zusammen, wie es die ganze Menschheit sowohl, wie auch den einzelnen Menschen leite, ihn nicht aus den Händen lasse und dergleichen mehr.

Ich war damals sehr jung, und mir kamen diese Vorstellungen so stolz vor, daß ich nicht im mindesten daran glauben konnte. Dergleichen Ideen sind den Menschen überhaupt vielleicht fremd, und ich ging nur noch einen Schritt weiter, und fing an, darüber zu spotten.

Ich schilderte die Menschheit wie einen Bär, den das Schicksal an einer Kette führe und Künste machen lasse; von den Zuschauern, sagte ich, wisse man nichts, das Schicksal übe sich vielleicht nur an den hiesigen Menschen im Lenken, um eine entstehende vornehmere Welt desto besser zu regieren. Es wäre vielleicht vernünftiger, wenn nicht so oft von Schicksal und Unsterblichkeit gesprochen würde, denn man denke sich gar zu selten etwas dabei.

Ich muß meine Thorheit gestehn, ich hatte ein eignes kleines Marionettentheater erbaut und Figuren geschnitzt, mit denen ich durch Hülfe eines Freundes Stücke aus dem Stegreife aufführte. Die Marionetten wurden von oben mit Fäden regiert; der Hanswurst repräsentirte die reine Menschheit, und ohne, daß er es wußte, war er mit dem einen Beine, vermitteltst eines Fadens, an eine verschleierte unförmliche Gestalt befestigt. Wenn er nun seinen guten Freunden versprach, sie im Gasthofs zu besuchen, oder wenn er Gvatter stehn sollte, und eben im Begriff war abzugehen, ward er von der unförmlichen Figur plötzlich zurückgezogen, so daß er selbst nicht wußte, woran er war. Wenn er dann ausgescholten ward, so entschuldigte er sich immer mit seinem *Schicksale*, und daß er keinen freien Willen habe. Nun sollte er dies wunderliche Schicksal beschreiben, er quälte sich lange und konnte es nicht; er sagte, er spüre es immer am Beine, wie es ihn ziehe.

Er bat seine Freunde inständigst, ihm davon zu helfen und einen freien Willen zu verschaffen.

Zwei darunter, die Philosophen sind, beschließen, ihm beizustehn; sie sagen, sie kennen eine Göttin, die alles möglich machen könne. Sie machen sich auf den Weg.

Diese Göttin ist Niemand anders, als die Philosophie. Sie müssen unterwegs über viele mathematische Figuren steigen, weil es ein alter Tempelwärter Plato so haben will, sie kommen in ein Land, wo man eine andre Sprache spricht, die sie auch lernen müssen, eine ganze Scene hindurch hört man nur von a plus B minus C. u.s.w.

Sie haben einen Wagen bei sich, und müssen auf diesen eine Menge unförmlicher Bedienten packen, Barbara, Celarent, Dario, Ferient und andre. — Sie kommen nun zum Tempel der Philosophie.

Die Bedienten müssen absteigen, den Tempel aufmachen, sie melden und dergleichen mehr. Die Göttin sitzt auf einem Throne und fragt was sie wollen; sie tragen Ihr Gesuch vor. Sie läßt sich von den mitgekommenen Bedienten allerhand Packete reichen, um Ihre Reden recht vernünftig einzurichten: alles ist voller Erwartung.

Sie beweist nun weitläufig, indem die Bedienten auf ihre Winke hin und her laufen, daß die *Abgesandten der Menschheit* ziemlich ohne Noth gekommen wären, denn obgleich Hanswurst mit einem Beine an das Schicksal gebunden sei, so habe er dennoch seinen freien Willen. Die Gesandten können es nicht begreifen, sie repetirt ihren Beweis in allen Formen, die Gesandten geben ihr aus Ueberdruß Recht, und lassen sich am Ende alles in Paragraphen schreiben, um ihren unzufriednen Freund desto besser zu überführen.

Die Gesandten sind nun von dem Geschwätz der Göttin so betäubt, daß sie den Rückweg zur armen simplen Menschheit gar nicht finden können; der eine verläuft sich in einem Dilemma, und sein Gefährte kann ihn anfangs gar nicht wieder finden. Nach

vielen Strapazen kommen sie zurück, sie wollen Hanswurst trösten; aber dieser versteht ihre Sprache nun gar nicht; er klagt über das Bein, die Bedienten wollen ihn losmachen, die Paragraphen werden ihm vorgelesen, daß er nothwendig schon einen freien Willen haben müsse. Die Bedienten fassen ihn so ungeschickt an, daß er umfällt, er wird böse, er glaubt endlich, er sei losgebunden, will nach dem Wirthshause, das Schicksal zieht ihn zurück; er sieht in der Ferne Goldstücke liegen, er will hineilen, sie aufzuheben und wird wieder zurückgezogen. Er fällt in Verzweiflung und schimpft auf die Philosophie, die Abgesandten, und die ungeschickten Bedienten. Die Gesandten finden sich beleidigt, sie sagen, sie hätten ihm ja gesagt, daß er noch unter dem Schicksale stehe. Hanswurst erzählt, es habe ihm das Bein bald abgerissen. Die Gesandten behaupten, er habe aber demohngeachtet seinen freien Willen, er müsse nur immer das wollen, was er könne. Hanswurst wendet ein, das sei eine schlechte Kunst, es gehe ihm also, wie dem angebundenen Schweine, das auch die Erlaubniß habe, mit seinem freien Willen hinzugehn, wohin es wolle, wenn es nämlich nach dem Schlachthause grade hinlaufe; er behauptet, daß sie elende Gesandten der Menschheit wären, sie hätten seine Sache schlecht verfochten. Das Stück schloß nun mit einigen Versen.

Ein reicher Mitschüler hatte uns den Abend vor dem öffentlichen Examen zu sich eingeladen, der Wein hatte uns munter gemacht, und ich führte das beschriebene Stück auf, an dem einige ein großes Aergerniß | nahmen. Ich war ganz begeistert, und wurde es beim Abendessen noch mehr; es fehlte wenig, so war ich ganz betrunken; einigen andern war es eben so ergangen, und wir machten uns nun taumelnd und singend auf den Weg nach Hause. Das possenhafte Marionettenspiel steckte noch allen im Kopfe, das Wort Schicksal und Menschheit schwebte uns immer auf der Zunge. Mit meinem Direktor trennte ich mich endlich von den übrigen, und als wir Abschied nahmen, sagten wir, wir müßten nach Hause gehn, wenn uns das Schicksal dahin führen wollte.

Es kam aber anders; eine alte Frau begegnete uns mit einer Blendlaterne, wir waren böse darüber, weil wir selber ohne Laterne gingen; um uns also alle drei in einen gleichen Zustand zu setzen, zerschlugen wir die Laterne ohne weiteres Bedenken: eine Wache ging grade vorbei, und nahm uns nach einem kurzen Wortwechsel in ihre Mitte. Weil ich von je die unnützen Fragen geliebt habe, so erkundigte ich mich, wo man uns hinbringen wollte; der eine Soldat antwortete: es wäre unser *Schicksal*, daß wir in die Wache wandern müßten, weil wir Unfug angerichtet hätten; einen alten Mann hätte das *Schicksal* auch schon dorthin gebracht, weil er auf öffentlicher Straße Tobak geraucht habe, welches verboten sei; er wolle durchaus nicht bekennen, wer er sei. Ich mußte lachen.

Wir kamen in die Wache, die ein Unterofficier kommandirte, der beinah so that, als wenn er unser Schicksal beklagte. Wir sahn uns genauer um, und entdeckten zu unserm Erstaunen unsern Rektor, der trübselig in einer Ecke saß, und still vor sich von Menschheit und | wunderlichen Schicksalen murmelte. Er mußte auch getrunken haben; denn er kannte uns beide nicht.

Als wir anfangen, etwas nüchterner zu werden, wollte uns der Spaß nicht mehr so recht gefallen; wir fragten zu wiederholtenmalen, ob wir denn dort bleiben müßten, morgen sei ein wichtiger Tag für uns, wir müßten fort. — Der Unteroffizier antwortete ganz kaltblütig, wenn uns das *Schicksal* nicht hinaus führte, so müßten wir hier bleiben. Ich kam auf eine Vermuthung. Ich drückte ihm zwei Thaler in die Hand, und wir konnten nun gehn, wohin wir wollten; der Rektor folgte unserm Beispiele, und so führte uns das Schicksal Alle ins Freie.

Die Luft machte mich und meinen Gefährten von neuem betrunken. Wir waren in einer unbekanntn Straße, wir konnten uns durchaus nicht zurecht finden. Wenn uns das Schicksal nicht nach Hause bringt, sagte ich, so müssen wir die ganze Nacht herumlaufen, denn es geht Niemand mehr auf der Straße. Zum Glück fuhr ein lediger Miethswagen vorbei, für ein gutes Trinkgeld setzte er jeden vor seinem Hause ab.

Am andern Tage war das Examen. Eine glänzende Versammlung hörte zu, wie man uns unsre Kenntnisse abfragte; die Väter waren gerührt, manche schliefen; der Rektor wollte nun noch einige Bücher als Prämien austheilen, uns zur Universität Abgehende ermahnen, und mit einer kurzen rührenden Anrede entlassen. Das Gesumme von Menschen hatte mich schon etwas verwirrt gemacht; der Rektor fing seine Rede an, und sagte gerührt: *wie das Schicksal die Menschheit an Fäden regiere*; — aber plötzlich mußte ich und mein Freund so laut lachen, | daß wir die Rührung der ganzen Versammlung unterbrachen; der Rektor schloß seine Rede schnell, gab nun keine Prämien und sagte, daß wir uns selbst dies *Schicksal* zugezogen hätten.

Sehn Sie, das sind die Ursachen, warum ich über das Schicksal im Gedicht und über die Abgesandten der Menschheit habe lachen müssen.

Es läßt sich fast denken, sagte Wandel, aber Sie werden mir doch auch zugeben, daß in Ihrem Marionettenspiele kein rechter Menschenverstand gewesen ist.

Von Herzen gern, sagte Birnheim, wenn's weiter nichts ist.

Ich werde nie mehr, sagte Wildberg empfindlich, die lächerliche Prätension machen, daß Sie von irgend einem Gedichte gerührt werden sollen.

Hüftner saß noch immer in der Ecke und weinte, er hatte nach Birnheims frivoler Erzählung gar nicht hingehört; Wildberg näherte sich ihm jetzt mit einem zufriednen Gesichte und sagte: Sie scheinen, lieber Freund, den Sinn meines Gedichts gefaßt zu haben, es hat Sie fast zu sehr angegriffen.

Nehmen Sie's nicht übel, sagte Hüftner, daß ich meinen Empfindungen so freien Lauf lasse. —

Ja, es ist ja außerordentlich schmeichelhaft für mich. — Aber sagen Sie mir doch, durch welche Stelle Sie so ganz vorzüglich sind frappirt worden.

Durch die ersten beiden Verse —
Wie?

Ja, wollen Sie die Güte haben, den Anfang zu lesen, so will ich Ihnen auch sagen, wie es auf mich gewirkt hat.

| Wildberg las:

Auf hoher Felsenkante

Der Menschheit Abgesandte

Stehn wir —

O! schon genug! rief Hüftner, das andre habe ich vor Schmerz gar nicht mehr gehört.

Wie, diese beiden unzusammenhängenden Verse haben Sie zum Weinen gebracht?

Nicht anders; aber hören Sie mir nun auch zu, damit Sie mich nicht für ganz wahnsinnig halten. — Sie wissen, daß ich vor einem halben Jahre unvermutheterweise zu einer reichen Erbschaft kam, und daß ich vorher in einer drückenden Dürftigkeit lebte. — Ich wurde, weil meine Aeltern früh gestorben waren, ohne Vermögen zu hinterlassen, von einem reichen aber äußerst wunderlichen Onkel erzogen. Der Mann vereinigte fast alle seltsamen Launen in sich, die uns sonst schon einzeln bei den Menschen auffallen. Er liebte mich außerordentlich, er fiel daher darauf, mich weder in eine Schule zu schicken, noch mir Hauslehrer zu halten, sondern er wollte mich selbst unterrichten. Er hatte mancherlei Kenntnisse, er war unermüdet, er lernte selbst mehreres wieder, was er schon längst vergessen hatte.

Vorzüglich eifrig war er, mir die französische Sprache beizubringen. Ich mußte täglich lesen und übersetzen: in einem dieser Exercitien kamen zufälligerweise die Wörter *Envoyé* und *Ambassadeur* vor; ich übersetzte beides durch *Gesandte*. Er las und schüttelte den Kopf, er tadelte mich, ich schlug ihm das Wörterbuch auf und behauptete, die deutsche Sprache | mache darin keinen solchen Unterschied. Er wunderte sich, schimpfte auf die deutsche Sprache, und zog sich nachdenkend in sein Zimmer zurück. Nach einer halben Stunde ohngefähr kam er wieder zu mir und sagte freundlich, daß es allerdings doch einen Unterschied gebe, oder wenn er auch in der Sprache nicht gegründet sei, so wolle er

ihn hiermit erfunden haben. Ich solle nämlich für Envoyé *Gesandter* und für *Ambassadeur Abgesandter* setzen. Ich that es, und er machte mir es nun zur unumstößlichen Regel, diesen Unterschied auf immer beizubehalten; ich vergaß es einigemal, und es wurde mir sehr hart verwiesen; noch mehr, als ich nachher das Wort ⁵ Botschafter, was richtiger war, für *Ambassadeur* und *Abgesandter* einschwärzen wollte.

Der Unterschied dieser Worte war mir am Ende so gewöhnlich und trivial, daß ich mich eben deswegen in Acht nehmen mußte, sie nicht zu verwechseln, denn mein Onkel konnte darüber ¹⁰ Wochen lang auf mich böse sein.

Ich war zwanzig Jahr alt geworden, mein Oheim war schwächlich, er hatte sein Testament gemacht und mir zu verstehn gegeben, daß ich sein *Universalerbe* sei. Die ganze Stadt wußte es ebenfalls, und ich stand daher bei allen Vätern und Müttern ¹⁵ in einem großen Ansehn. Ich hatte mich verliebt, und zwar in die Tochter eines reichen Kaufmanns. Henriette liebte mich wieder, und die Mutter war mir sehr gewogen; ich war endlich dreist genug, mich zu erklären, und der Vater gab mir auch seine Einwilligung. Von meinem Glück berauscht, flog ²⁰ ich zu meinem Oheim, | ich will ihm alles entdecken; aber da ich bemerkte, daß er verdrüßlich ist, verschwieg ich es noch. Er fragt nach Neuigkeiten; zu meinem Unglück muß ein *Ambassadeur* denselben Tag angekommen sein, ich erzähle von ihm, denke dabei an Henrietten, und nenne ihn in dieser *Zerstreuung* ²⁵ *Gesandten*.

Der Zorn meines Oheims war unbeschreiblich; er sagte, er könne sich nicht auf einen Menschen verlassen, der ihm zu Liebe nicht einmal diese kleine Aufmerksamkeit habe; ich mußte mich von seinem Bette aus dem Zimmer entfernen. — Einige Tage darauf ³⁰ starb er; er hatte vorher ein andres Testament gemacht, worin er mich völlig enterbte.

Henriette weinte, ihr Vater that ganz fremd gegen mich; er verbot mir sein Haus. Ich kam hieher und lebte in der größten Dürf-

tigkeit, bis ich vor sechs Monaten so glücklich war, ein ansehnliches Vermögen zu bekommen.

Seit vier Jahren habe ich nun nichts von Henrietten gehört; ich habe es nicht gewagt, mich nach ihr zu erkundigen, weil ich die ⁵ Nachricht ihrer Verheirathung oder ihres Todes fürchtete; jetzt habe ich eine Reise nach meiner Geburtsstadt von einer Woche zur andern aufgeschoben. — Sie lasen daher kaum den Anfang Ihres Gedichts, so fiel mir all mein Unglück bei, und so träumte ich immer weiter, bis ich endlich in Thränen ausbreche.

¹⁰ Seltsam genug! sagte Wildberg, — aber sagen Sie mir nur zum Henker, was ein Dichter unter | diesen Umständen mit seiner Sprache anfangen soll? — Man möchte es ja verschwören, Verse zu machen, wenn jeder Mensch etwas anders dabei denkt. Da hat es der Maler und Bildhauer denn doch bequemer.

¹⁵ Am Ende, sagte Birnheim, sieht auch jeder die Farben anders.

Ich habe also, seufzte Wildberg, das Gedicht nur allein für mich geschrieben.

Und sich obenein noch etwas dazu gezwungen; sagte Birnheim.

Der Zank der gelehrten Gesellschaft würde ohnfehlbar ²⁰ ausgebrochen sein, wenn sie nicht auf einen Wagen aufmerksam gemacht worden wären, der vor dem gegenüberstehenden Gasthofe hielt. Ein Bedienter sprang vom Bock und half zwei Frauenzimmern heraus.

Himmel! rief Hüftner, es ist Henriette und ihre Mutter.

²⁵ Er bedachte sich einen Augenblick, dann eilte er hinüber. Die Damen hatten kaum ihr Zimmer eingenommen, als Hüftner schon vor ihnen stand.

Ich übergehe die zärtliche Scene; Henriette war ihm treu geblieben, der Vater war gestorben, Mutter und Tochter waren auf der ³⁰ Reise zu einem Verwandten, und äußerst erfreut, den alten Liebling ihres Hauses wieder zu finden.

Unsre Gesellschaft wird zerrissen, sagte Birnheim, als er es hörte; Hüftner reist fort und will wieder in seiner Geburtsstadt wohnen.

| Giebt es denn eine Gesellschaft? rief Wildberg erhitzt, — haben wir denn eine Gesellschaft ausgemacht? Wir wollen ein neues Mitglied annehmen, das bei dem Worte Abgesandter nießen muß, so ist seine Stelle doppelt ersetzt.

Der Psycholog.

Erzählung.

1796.

5 | Zwei Freunde reisten mit einander; der eine bloß um zu rei-
sen, der andre um Bemerkungen, statistische und philosophische,
besonders aber psychologische, einzusammeln. Er besuchte daher
alle Irrenanstalten, Zuchthäuser und dergleichen Orte, die als eben
so viele Satyren auf den Menschen aufgestellt sind. Jetzt war ihm
10 das Fach der Stillmelankolischen besonders interessant gewor-
den; er hatte einige so seltsame Exemplare angetroffen, daß er sie
mit einem ganz besondern Eifer aufsuchte. Der simple Reisende
mußte immer so viele seiner Bemerkungen anhören, daß er sich
beinahe auch darüber in einen psychologischen Reisenden ver-
15 wandelt hätte.

Sie kamen in eine Stadt, in der sie ein paar Tage zu bleiben
beschlossen. Indeß der Reisende spazieren ging, suchte der
Psycholog Bekanntschaften aufzutreiben. Er hatte einige Briefe
abzugeben, und bei dieser Gelegenheit lernte er einen andern
20 Psychologen kennen; denn sie sind jetzt nicht mehr so selten,
wie ehemals. Sie kamen sogleich auf ihr Lieblingsgespräch,
und *Winkler* versprach unserm Psychologen zu einer äußerst
interessanten Bekanntschaft zu verhelfen. Es lebe nämlich ein
Mann in der Stadt, der in einem gewissen Grade toll zu nen-
25 nen sei, und doch übrigens dabei so vernünftig, wie alle andre
Menschen.

| Sie besuchten ihn noch an demselben Tage. Der Tolle saß
und arbeitete; denn er war ein Geschäftsmann, und es hätte
sich keiner dürfen merken lassen, daß man ihn für einen Tollen
30 ansah. Er stand auf und bewillkommte die Eintretenden, und
ließ sich den Psychologen vorstellen: denn *Winkler* war sein
guter Freund und besuchte ihn häufig. Man setzte sich, und
der Tolle sprach so gesetzt und vernünftig, daß der Psycholog
beinah eingeschlafen wäre.

Winkler suchte wie ein geschickter Steuermann die Unterredung zu lenken, und es gelang ihm endlich, den Tollen auf den Punkt zu bringen, auf dem er wirklich toll erschien.

Ich will Ihnen die wunderbare Geschichte erzählen, sagte der Tolle, und stellte zwei Stühle vor sich hin; er maß es sehr genau ab, wie sie neben einander stehn mußten, und der Psycholog, der den Zusammenhang der Stühle mit der Erzählung nicht begreifen konnte, fing an, sich eine reiche Ernte von Beobachtungen zu versprechen.

Es war im Herbst, fing der Tolle an, jetzt mögen es ungefähr zehn Jahre sein, daß ich Briefe erhielt, daß einer meiner besten Freunde, der dreißig Meilen von hier wohnte, sehr gefährlich krank liege, daß man an seinem Aufkommen fast verzweifle. Ich war Tag und Nacht bekümmert, und fürchtete an jedem Posttage, die Nachricht seines Todes zu erhalten. Die Briefe blieben wieder aus, und wie es den Menschen oft geht, über dringende Geschäfte vergaß ich meinen Freund etwas mehr. An einem Morgen pochte es an meiner Thür; sie öffnete sich, und mein krank geglaubter Freund trat herein, frisch und gesund. Ich eile ihm in die Arme, ich weiß mich vor Freunden nicht zu lassen, und er thut kalt und befremdet; er giebt mir einen Brief und verläßt mich bald darauf, weil er weiter reisen müsse. Ich konnte ihn und mich nicht begreifen; als er fort ist, eröfne ich den Brief — und nun denken Sie sich mein Entsetzen! — er enthielt nichts anders, als die Nachricht, daß eben dieser Mensch endlich nach einer langwierigen Krankheit gestorben sei. Ich wußte mich durchaus nicht zu fassen, ich war betäubt, und alle meine Ideen verwirrten sich. Ein Schwindel nach dem andern zog durch meinen Kopf.

Mein Bedienter war ausgegangen und kam zurück; er hatte natürlicherweise Niemand gesehn, keiner im Hause hatte jemand bemerkt, der zu mir gekommen; der Briefträger wollte von keinem Briefe wissen, den er mir gebracht hätte, denn ich

fiel darauf, daß alles übrige, außer dem Briefe, den ich immer in der Hand hielt, nur meine Imagination sein könne.

Sehn Sie, hier stand der Stuhl, auf dem ich gesessen habe, so neben mir saß mein Freund. Ich wußte recht gut, daß ich die Stühle in meiner Stube sonst nie so stelle, weil nichts das Gemüth so verwirrt, als ein unordentliches Zimmer; am Morgen war zwar der Barbier da gewesen, der den Stuhl auch so neben mich gestellt hatte, aber er hatte ihn wieder auf die Seite gesetzt, wie er gewöhnlich zu thun pflegt.

Konnte er es an diesem Tage nicht vergessen haben? fiel der Psychologe ein.

Ich glaubte es auch, antwortete der Tolle; allein wie kam der Brief in meine Hand? Ich will Ihnen alles zu geben und diese Frage bleibt immer noch unbeantwortet. Sie glauben nicht, wie ich alles mögliche aufgeboten habe, um mich zu beruhigen; aber es war umsonst, so, daß ich gezwungen bin, zu glauben, ich habe damals ein Gespenst gesehn.

Ich würde noch immer zweifeln, sagte der Psycholog.

Das thue ich auch, antwortete der Tolle, und das ist eben das Quälendste bei der Sache, so oft ich daran zurückdenke, denn wäre ich vollkommen überzeugt, so wäre ich ruhig; allein dies ewige Schwanken hin und her, dieses unaufhörliche Zweifeln versetzt mich zuweilen in einen Zustand, der der Verrücktheit nicht unähnlich ist.

Man trennte sich, und der Psycholog ging nach Hause. Wie bescheiden dieser Mann von sich denkt, sagte er zu sich selber; es ist überhaupt merkwürdig, wie die beiden äußern Enden der Tollheit der gesunden Vernunft so ganz ähnlich sehn, und wie die Tollheit nur in der Mitte eigentlich Tollheit zu nennen ist, und doch kann man auf den Linien die Punkte nicht auffinden, wo man sagen könnte: hier hebt der Wahnsinn an.

Sein Kopf war ganz verwirrt, denn ein Verrückter, der über seinen Zustand so billig gedacht hätte, war ihm noch nicht vorgekommen. Er hätte ihn so gern für vernünftig gehalten,

aber die Geschichte mit dem Gespenste, und daß er zu seiner Erzählung immer die beiden Stühle nöthig hatte, machte es ihm unmöglich.

Als der Psycholog im Wirthshause ankam, erzählte er den ganzen Vorfall dem Reisenden, der darüber | etwas nachdenk- 5
lich wurde. — Und was sagen Sie dazu? schloß der Psycholog; es ist doch nicht anders möglich, als daß alles doch nur Imagination gewesen sei.

Er kann den Menschen aber vielleicht wirklich gesehn haben, antwortete der Reisende. 10

Wie? rief der Psycholog, und sah seinen Gefährten an, den er nach dieser Aeußerung selber für einen würdigen Gegenstand der Beobachtung halten mußte.

Lassen Sie mich eine kleine Geschichte erzählen, sagte der Reisende. Es sind zehn Jahre, als ich durch diese Stadt reiste, 15
auf der letzten Station erhielt ich von einem Unbekannten einen Brief, den ich hier abgeben sollte; er hatte selbst gedacht, hieher zu reisen, aber ein Zufall nöthigte ihn, seinen Weg zu verändern. Ich frage den Mann aus, an den der Brief adressirt ist, denn ich hatte Eil, weil ich gleich weiter mußte; ich öffne 20
die Thür und ich sehe einen ganz fremden Menschen; aber er eilt sogleich auf mich zu und umarmt mich herzlich, er freut sich unendlich und wir setzen uns. Ich war in der peinlichsten Lage, weil ich glauben mußte, mich bei einem tollen Menschen zu befinden; ich eile fort; er will mich nicht fortlassen, und ich bin froh, als ich das Haus erst wieder hinter mir 25
sehe.

Wenn Sie dem Gestorbenen ähnlich sehn, rief der Psycholog, so ist Niemand anders, als Sie das Gespenst!

Allerdings, sagte jener. 30

Eine Auflösung, die die Psychologie niemals zu Stande bringen könnte, merkte der Psycholog an.

| Beide Reisenden gingen zu Herrn Winkler, man besuchte den Tollen noch einmal; alles klärte sich so auf, wie es der Rei-

sende vermuthet hatte. Der Tolle gestand, daß der Reisende seinem gestorbnen Freunde noch jetzt sehr ähnlich sehe. —

Der Psycholog setzte sich nieder, diese Geschichte aufzuzeichnen, verlor das Blatt auf einer Station, und so fiel es in 5
meine Hände.

Der Roman in Briefen.

Erzählung.

1797.

5 | Es ist um die Schilderung der Menschen eine mißliche Sache!
rief *Günther* aus, als seine Freunde wieder darüber sprachen, wie
schon oft geschehen war.

Und ich, sagte Madam *Lindner*, wünschte, daß sich jeder Mensch
selber beschriebe, wie es *Rousseau* gethan hat.

10 Ganz recht, fiel ihr Verehrer *Müller* bei, der alles gut finden
mußte, was sie sagte. Wenn das viele Menschen thäten, so würden
wir bald erfahren, wie es mit der sogenannten Seele beschaffen sei.

Es ist um diese Selbstschilderungen auch eine mißliche Sache,
fiel *Günther* von neuem ein. —

15 Sie thun aber heute auch nichts, als diesen einzigen Satz wieder-
holen, sagte Madam *Lindner*.

Weil er mir heut gerade einleuchtender ist, als sonst.

Was ist dann aber *nicht* schwierig? fragte Mademoiselle *Büttner*
bescheiden, die bis jetzt noch nicht mitgesprochen hatte.

20 Ach! allerdings! fuhr *Günther* fort; und so oft mir das von neuem
einfällt, bewundre ich die Keckheit der schlechten und die Größe
der guten Schriftsteller, — und doch muß ich gestehn, kenne ich
keinen, von dem ich mich möchte schildern lassen.

Warum nicht? sagte Madam *Lindner*; denn sie fand sich oft zu
25 ihrem Erstaunen in den edlen Menschen wieder.

| Weil ich, antwortete *Günther*, mich schwerlich wieder kennen
möchte, wenn ich getroffen wäre, und vielleicht am besten getrof-
fen zu sein glaubte, wenn das Bild gerade recht unähnlich wäre.

Sie lieben die Spitzfindigkeiten ungemein, fuhr *Müller* dazwi-
30 schen.

Daß ich nicht wüßte, redete *Günther* weiter, — nur, — wem ist
es denn gegeben, sich selber zu kennen?

Das ist der alte Satz, sagte Madam *Lindner*, den schon die
Griechen auf ihrem Tempel abgenutzt haben; aber warum soll-

ten wir denn nicht dahin kommen, wenn wir nur recht ernsthaft wollen?

Günther. Wenn wir recht ernsthaft wollen, gelingt es uns vielleicht am wenigsten.

Mad. Lindner. O, Sie sind mit Ihren Paradoxen unausstehlich. 5

Günther. Ich glaube, daß wir uns dann am leichtesten mißverstehn, wenn wir am meisten darauf aus sind, uns zu beobachten.

Müller. Wie wollen Sie das beweisen?

Günther. Ich mag nichts in der Welt beweisen.

Müller. Warum sprechen Sie denn aber so? 10

Günther. Weil — mein Gott! auf dergleichen Fragen giebt's gar keine Antworten.

Alle lachten, und *Müller* war fest überzeugt, daß man die Kunst bewundere, mit der er *Günthern* aufs Eis geführt habe. *Mamsell Büttner* lachte, weil ihr *Günthers* Antwort gefiel, und *Madam Lindner*, — weil sie grade um eine Antwort verlegen war. 15

Ein alter Mann, der im Winkel saß, lachte nicht, weil er niemals lachte. Er hatte den Grundsatz, daß es nur der Jugend zukomme; er nahm es daher auch | der *Madam Lindner* etwas übel, weil sie schon über dreißig war. 20

Es giebt keine angenehmere und leichtere Konversation, als wenn viel hintereinander gelacht wird, besonders wenn ein Unbefangner keinen hinreichenden Grund dazu sieht. Manche Leute lachen nie anders, und man nennt sie im Leben die fröhlichen Gemüther. Der alte *Birnheim* brummte und nahm zwei Prisen schnell hinter einander, um nur aus einer gewissen Verlegenheit zu kommen; denn wenn er nicht mitlachte, hatte er jetzt gar nichts zu thun. Er wünschte aber innerlich das Gespräch wieder hergestellt, damit er alsdann thun könne, als wenn er zuhöre. 25

Der Ort, wo sich alles dies zutrug, war im Hause der verwitweten *Madam Lindner*. Die dort versammelten Menschen hatten sich nach und nach zusammengefunden und sahn sich nun fast täglich. *Louise Büttner* war mit der *Wirthin* verwandt. 30

Wenn man viel gelacht hat, findet man selten die oft nachfol-

genden Sentenzen, als: »Ja, so geht's in der Welt! oder: ob der Frost nicht bald aufhören wird,« interessant; und doch waren es grade diese allgemeinen Bemerkungen, mit denen der alte Mann das Gelächter beschloß. Er klopfte mit seiner Dose auf den Tisch 5 und machte ein sehr nachdenkliches Gesicht, gleichsam als wenn ihm diese Aeüßerungen eine große Anstrengung gekostet hätten.

Die meisten Menschen machen ein einfältig Gesicht, wenn sie heftig gelacht haben; denn sie sind verlegen, und die Ernsthaftigkeit kömmt ihnen nicht so recht ernsthaft vor, — und der Alte 10 betheuerte nun in seinen Gedanken: die Narren schämten sich selber des Lachens.

| Sie würden also auch behaupten, fing *Müller* an, daß wenn sich mehrere Personen zusammenthäten, um sich selber in Briefen, oder sonst abzuschildern, daß sie sich vielleicht falsch zeichnen 15 würden?

Ganz gewiß, sagte *Günther*.

Da bin ich nun gar nicht Ihrer Meinung, antwortete *Madam Lindner*.

Man sollt' es versuchen, um Sie vom Gegentheile zu überführen, 20 fuhr *Müller* fort.

Madam Lindner erhob sich; eigentlich hatte *Müller* den Auftrag von ihr, das Gespräch so zu lenken; denn sie hatte schon seit lange einen Spaß im Kopfe, der ihr so lieb geworden war, daß er am Ende kein Spaß mehr blieb, — nämlich nichts anders, als bei Gelegenheit ein ordentliches Buch zu schreiben. Sie war aber darauf 25 gekommen, Mitarbeiter zu erwählen, damit es um so schneller fertig würde, und sie auch nicht alle Verantwortung allein zu tragen hätte.

Madam Lindner fuhr daher fort: Ja, man sollte Sie vom Gegentheile überzeugen. 30

Günther. Wie wäre das möglich?

Mad. Lindner. Wir sollten zusammen ein Buch schreiben, in dem jeder seinen Charakter durchführte.

Günther. Ja, wenn —

Müller. Ja, ja, Herr Günther, wir müssen's versuchen, Sie müssen uns Ihre Hülfe nicht abschlagen.

Mad. Lindner. Ich bitte Sie recht sehr, Herr Günther.

Günther. Ich will nicht das Vergnügen der Gesellschaft stören. —

Mad. Lindner. Wir haben es uns schon seit lange vorgesetzt, 5 und ich habe Sie schon seit acht Tagen | bitten wollen, uns einen Generalplan zu machen, in dem unsre Charaktere eingeschoben würden. Sie erfinden eine Geschichte, und wir alle zusammen schreiben dann die Briefe; es muß ja in der Welt nichts leichter sein.

Günther. Wie man es nimmt. — Eine Geschichte, in die Sie passen, — und Ihre Gesinnungen, die in eine Geschichte passen, — doch, ich will es versuchen.

Mad. Lindner. Sie müssen sich aber auch eine Rolle zuteilen.

Günther. Was für eine?

Mad. Lindner. Natürlich einen Paradoxen, einen, der den Leuten 15 widerspricht, der seltsame Sachen sagt.

Günther. Und Mademoiselle müssen die Geliebte sein. —

Mad. Lindner. Doch nicht von Ihnen? Das wäre vortrefflich, damit die Briefe nachher auf keinen Fall umsonst geschrieben wären.

Louise. Ich muß überhaupt die Rolle einer Verliebten verbitten; 20 denn ich fühle dazu gar kein Talent in mir.

Günther. Ein Roman ohne Liebe! — Herr Müller müßte also einen Auffahrenden, Eifersüchtigen, Jachzornigen schildern.

Müller. Ich? — Dazu getraue ich mir keine Fertigkeit zu.

Günther. Was wollen Sie denn aber sein? 25

Müller. Ein treuer Freund, — so ein heimlicher, blöder Liebhaber, — einer, der so mit Anspielungen — und Unglück —

Günther. Ich verstehe Sie schon. — Und Sie, Madame?

| Mad. Lindner. Nun, eine ordinäre gute Frau, die über manches in der Welt schon gedacht hat, — die, — nun, Sie können's ja 30 so einrichten, daß sich um mich eigentlich die ganze Geschichte dreht.

Günther. Aber wo bleiben denn nun die Nebenbuhler? die unvollkommenen Charaktere? die gut angebrachten Kontraste?

Müller. Darauf muß man in diesem Buche gar nicht ausgehn.

Günther. Sie, Herr Birnheim, müssen denn auch eine Rolle mitspielen; ein Philosoph, der sich aus der Welt zurückgezogen hat, ein Spekulant —

5 Birnheim. Verschonen Sie mir, mein Herr, ich mag in keinem Buche figuriren, darzu bin ich, Gott sei Dank! zu alt geworden.

Mad. Lindner. Aber unsern ehemaligen Freund, den Rechthaber Wille, können Sie noch anbringen, der wird sehr gut dazu dienen, manchmal in der Empfindung eine Diversion zu machen.

10 Günther. Wie gesagt, ich will es versuchen, einen Plan dazu zu entwerfen.

Müller. Ich schreibe am Ende noch den Wille, denn ich habe die Ehre, ihn besonders genau zu kennen.

Man setzte sich nun zu Tische, und der Gedanke beschäftigte 15 noch lange die Gesellschaft. Man trennte sich, man ging schlafen, man stand wieder auf, und Louise Büttner erhielt am folgenden Tage folgenden Brief von Günther.

| Werthgeschätzte Freundin!

Ein unangenehmer Zufall hindert mich auszugehn und Sie heute Abend zu sehn. Ich habe mir den Fuß verwundet, als ich Sie gestern verließ, und es ist zwar nicht im mindesten gefährlich, könnte es aber, nach der Aussage des Wundarztes, werden. Die ganze Nacht hindurch habe ich an den Plan unsers Romans gedacht, und ich muß Ihnen gestehn, daß ich noch eine Menge von Schwierigkeiten angetroffen habe, auf die ich noch nicht gefallen war. Wird nämlich dieser Roman am Ende auch wirklich eine 30 ordentliche Einheit bilden? Werd' ich einen Plan ersinnen können, der allen mitschreibenden Personen recht ist, so daß nicht einer und der andre glaubt, er kömmt in den Hintergrund zu stehn? Wird sich endlich nicht jeder bemühen, aus seiner Rolle die Hauptrolle zu machen? Jeder überlegt nur seinen Theil, ich muß

das Ganze im Namen Aller überdenken, und ich bin Allen für das
gütige Zutrauen verbunden; nur fürcht' ich, daß es Alle so einrich-
ten werden, daß man nachher von meinem Ueberdenken nicht
mehr viel gewahr wird. — Und dann mein alter Einwurf: ob sich
nicht mancher in der Rolle, die er sich zugetheilt hat, geirrt haben
kann. — Doch, ich will mich wie ein ächter Romanschreiber über
alle diese Bedenklichkeiten hinwegsetzen und nur Ihre Befehle
auszuführen suchen, wenn ich auch im Versuche erliege, habe
ich doch wenigstens mein Mögliches gethan. Nur mit Schrecken
denk' ich immer wieder von neuem daran, daß Sie mir, *theure*
Freundin, so strenge verboten haben, Ihrem Charakter etwas von
Liebe beizumischen; denn sonst sollten alle Ihre Briefe nur aus
Liebe bestehen, wenn | ich irgend etwas zu befehlen hätte. Wo soll
das Interesse für das Buch herkommen? Für mich wird es wenig-
stens nicht das geringste haben; doch ich hoffe, Sie lassen sich noch
erbitten. Ich bin *u.s.w.*

Antwort.

Ihr Unfall dauert mich und uns alle. Unser Buch muß gewiß gut
werden, da Sie es so von allen Seiten überlegen. Ich bin nur auf die
paradoxe Rolle begierig, die Sie sich geben werden. Mich lassen
Sie ja nur Nebenperson bleiben, und Sie dürfen sich nur als einen
Mann vorstellen, der alle Liebe verachtet, und ein andres sehr
schätzbares Frauenzimmer von seinen Grundsätzen überzeugen
will: so erreichen wir dadurch bequem einen doppelten Endzweck;
erstlich, daß Sie paradox sind, und daß in dem ganzen Buche nicht
viel von Liebe die Rede zu sein braucht, den blödsinnigen, oder
vielmehr wie ich sagen wollte, blöden Liebhaber abgerechnet.
Doch, ich überlege eben, daß ich Ihnen ins Amt greife, welches
sich für mich durchaus nicht schickt, und in der vorgeschlagenen
Rolle würden Sie am Ende in unserm Zeitalter auch nicht sehr
paradox erscheinen. —

Ich muß gestehn, ich wünsche es nur erst alles geschrieben; denn
ich schäme mich, meinen Beitrag dazu zu liefern. — Bessern Sie
sich bald, und noch eins, lassen Sie doch ja die Mißverständnisse
der Eifersucht und dergleichen aus. Auch möchte ich noch man-
ches gegen die zu große Zartheit erinnern; doch das kömmt am
Ende auf die Uebrigen an. Wie gesagt, geben Sie mir nur einen
ganz einfältigen Charakter, und ich bin *u.s.w.*

| Günther an Herrn Wille.

Sie werden vielleicht gehört haben, lieber Freund, daß ich unpaß
bin und das Zimmer hüten muß. Ich hoffe, Sie bedauern mich,
aber ich wollte Sie zugleich bitten, mich auch bei Gelegenheit zu
besuchen. Wir haben uns überdies seit lange nicht gesehn; an wem
die Schuld liegt, kann ich nicht entscheiden. Ich möchte Sie in
einigen Punkten um Rath befragen, den Niemand mir besser, als
Sie, ertheilen kann. — Leben Sie wohl!

Antwort.

Ich würde sogleich Ihrer angenehmen Einladung nachkommen,
wenn ich nicht durch einen Zufall heut bei Herrn *Müller* engagirt
wäre, dem ich schon zugesagt habe. Aber nächstens habe ich ohn-
fehlbar das Vergnügen, Sie zu sehn; denn Sie werden nicht von
mir verlangen, daß ich mein Wort brechen soll; es wäre eine Belei-
digung für Herrn *Müller* und eine Verletzung der Freundschaft,
die ich mir nie kann zu Schulden kommen lassen. Denn man muß
den einen Freund behalten und den andern nicht verlieren; das ist
ein Grundsatz, den ich immer vor Augen zu haben pflege, und bei
dessen Beobachtung ich mich auch immer wohl befunden habe.
Gute Besserung wünscht Ihnen Ihr Freund *u.s.w.*

| Günther an Louise Büttner.

Man kann nicht mehr thun, als ich schon unserm Roman zu Gefallen habe thun wollen. Ich hatte nämlich *Wille* zu mir eingeladen, um ihn ordentlich zu beobachten, aber unser Freund *Müller* war mir schon zuvorgekommen. Dies Exemplar von Menschen wird also jetzt sehr gelesen und studirt. Ich glaube, mein Vorsatz war seltsam genug, um in unserm Romane paradiren zu können, und es ist wirklich Schade, daß ich ihn nicht dazu aufgespart habe. Ich muß Ihnen aber gestehn, daß mir die Rolle, die mir zugetheilt ist, sehr zur Last fällt, daß ich weit lieber den Charakter eines Liebhabers ausführte, keinen von jenen ungestümen, die die ganze Schöpfung immer mit einer Faust zusammendrücken wollen, die Gegenliebe ordentlich wie eine Abgabe fordern, und in keiner andern Sprache, als nur in fürchterlichen Eidschwüren reden. Wie gesagt, ich würde ein solches Wesen leiser darzustellen suchen, mich mehr zu errathen geben, als geradezu hinsagen: so bin ich! denn mir ist in Büchern nichts mehr zuwider, als wenn sich die Menschen so genau zu kennen glauben. Ich weiß nicht, ob Sie meiner Meinung sind: aber Sie lassen mich fürchten, daß Sie sich für einen armen Verliebten nicht im allergeringsten interessiren; auch hat Herr *Müller* schon den Charakter an sich gerissen, den ich darstellen möchte, und ich muß also mit dem meinigen zufrieden sein. Es ist überdies wohl möglich, daß er ihn besser durchführt als ich und — Sie sehn, daß selbst in unsrer kleinen Gesellschaft Rollenleid herrscht. Sie | haben zwar alle Eifersucht in unserm Buche streng verboten: allein ich muß gestehn, daß ich als Schriftsteller auf unsern Freund *Müller* etwas eifersüchtig bin; doch vergeben Sie mir, wenn ich Ihnen mit meinem Briefe zur Last falle.

Antwort.

Wie kann mir ein Brief von Ihnen zur Last fallen, da er mir wenigstens einigermaßen Ihre Gegenwart ersetzt? Ich muß gestehn, daß *Wille* ein glücklicher Mensch ist, daß er jetzt so gesucht wird. Er muß sich gewiß selber darüber wundern. Er wird noch bei unsrer ganzen Gesellschaft wie eine merkwürdige Mineralie herumgeh'n, und jeder wird an ihm studiren wollen. Am Ende führen wir alle stückweise seinen Charakter aus, und mit mehr Empressement, als unsern eignen; es wäre ein recht eigentlicher Schriftstellerfehler.

Es ist wirklich Schade, daß in jedem Buche ein Liebhaber sein muß, mit allen seinen weitläufigen Empfindungen, die sich meistentheils von selbst verstehn; und noch mehr zu bedauern ist es, daß unter uns diese Rolle Herrn *Müller* zugefallen ist. Er ist mir immer nicht interessant gewesen, aber als Liebhaber muß er der uninteressanteste Mensch von der Welt sein. Es ist mir sehr lieb, daß ich seine empfindungsvollen Briefe nicht zu beantworten werde nöthig haben. Meine Tante *Lindner* wird diese Mühe gewiß über sich nehmen. Doch, wem sag' ich das? Sie sind ja der Schöpfer und Gebieter, und es steht daher bloß in Ihrer Willkühr. Ich bin überaus neugierig, wie | sich alle diese Helden selber zeichnen werden. An Empfindung und Vernunft werden sie es gewiß nicht wollen mangeln lassen. — Leben Sie wohl!

Müller an Günther.

Ich war vorgestern mit *Wille* zusammen, und er hat mich so amüsirt, daß ich sogleich in Versuchung gerathen bin, unsern Roman mit einem Briefe von ihm zu eröffnen. Ich habe ihn *Wilibald* genannt, und den Brief an *Lindor* gerichtet, der Niemand anders, als ich, sein soll. Ich habe sein ganzes Wesen darin zu treffen gesucht. Ich sollte meinen, daß dieser Brief kein unglücklicher

Prolog zum ganzen Buche sei. Sie werden es schon so einzurichten wissen, daß er in die Geschichte paßt.

Wilibald an Lindor.

Man kann nicht immer so denken, wie man gern denken möchte. Die Gelegenheit formt uns bald so, bald anders. Nur derjenige ist das ächte Bild des Mannes, der die Gelegenheit entweder gar nicht anerkennt, oder ihr immer zur rechten Zeit aus dem Wege zu gehn versteht. Ich habe mir jetzt, theurer Freund, einen Lebensplan entworfen, den ich immer zu befolgen denke: es ist nichts leichter, als zu leben, wenn man nur erst weiß, was man vom Leben zu fordern hat. Ihre Freundschaft wird mich warnen und unterstützen, wenn ich irgend einmal im Begriff sein sollte, zu fehlen. Jeder Freund müßte eigentlich immer nur ein Aufseher des andern sein, so würden wir uns alle besser befinden; aber man geht nur miteinander um, kaum, daß sich einer die Mühe giebt, den andern zu kennen, viel weniger ihn zu bessern. Ich mag aber gern von meinen Freunden wissen, woran ich mit ihnen bin; und darum bitte ich Sie, diesen Brief so weitläufig zu beantworten, als es Ihre Zeit nur immer erlaubt. — — —

Nun soll *Lindor* antworten, und den Versuch machen, ihn zu widerlegen. Im Gange des Romans kann es nachher vorkommen, daß *Lindor* wirklich Gelegenheit findet, seinen Freund zu warnen, aber dieser will nun nichts hören, und wundert sich sogar, wie *Lindor* sich so viel herausnehmen könne; so entsteht dadurch ein sehr schöner Kontrast, und es läßt sich überhaupt viel Lebensweisheit und viel über die Menschen und dergleichen anbringen. *Lindor*, der nachgebend und weiser ist, hilft nachher seinem Freunde, doch wider dessen Willen; und auf die Art muß die Rührung leicht zu bewerkstelligen sein.

Aber jetzt muß ich noch von andern Dingen zu Ihnen sprechen.

Es thut mir leid, daß ich Sie nicht besuchen kann, in mündlichem Gespräche wird man viel vertrauter. Sie haben es vielleicht schon bemerkt, daß Madam *Lindner* einen besondern Eindruck auf mein Herz gemacht hat; ich weiß nicht, ob sie mich wieder liebt. Schon lange habe ich einen Vertrauten nöthig gehabt, und ich halte Sie so sehr für meinen Freund, daß ich Ihnen meine Leidenschaft unverhohlen gestehen will. Bringen Sie doch diese Situation in unserm Buche an, damit sie etwas aufmerksam auf mich wird, und ich recht aus dem Herzen schreiben kann. Ich fürchte überdies, der alte *Birnheim* hat den Plan gemacht, sie zu heirathen; denn er ist alle Tage dort. Der Alte hat Vermögen. Ich weiß nicht, in manchen Augenblicken könnte ich ihn auf den Tod hassen; und obgleich Madam *Lindner* selbst ein ansehnliches Vermögen besitzt, so könnte sie doch vielleicht darauf kommen, ihm ihre Hand zu geben. — Wie, wenn wir beide den Versuch machten, es auf jeden Fall zu hintertreiben? Sie könnten, zum Beispiel, eine Episode einflechten, die das Unschickliche einer solchen Heirath recht klar ins Licht setzte. Ich muß mich immer hüten, mir meine innere Erhitzung nicht merken zu lassen, denn sie ist eine scharfsichtige Frau. — Leben Sie wohl, bis wir uns wieder sehn.

Birnheim an Günther.

Ich würde mich, werthgeschätzter Herr, nicht die Freiheit nehmen, an Ihnen zu schreiben, wenn es nicht die dringendste Noth erforderte und so gleichsam nothwendig machte. Sie werden eingesehn haben, daß ich schon etwas alt und bei Jahren sein thue, und derothalben an manchem keinen Geschmack zu finden durchaus nicht im Stande bin. Die Jugend hat ihre Zeit, das Alter hat ihre Zeit. Wenn ich so mit Sie aus vollem Herzen spreche, so können Sie es mich unmöglich übelnehmen, ein Vertrauen ist das andre werth. Ich wollte nur von wegen das Buch mit Ihnen sprechen, das Sie da alle miteinander raussergeben, oder heraus verlegen

wollen. Ich habe mich das Ding in meinem Kopfe überlegt, wie es denn sein muß und auch nicht anders geht, daß das konfuse Wirthschaft, oder, Sie verstehn mir und nehmen mich so was nicht übel, dummes Zeug werden wird. Denn was kann dabei herauskommen? Antwort, Nichts. Nicht, daß ich nicht ein Buch oder so
 5 einen Gelehrten gerne leiden möchte, oder ihn verachten thäte, wie Sie vielleicht auf solchen Gedanken kommen könnten, nein e con trari, allen Respekt davor, aber, mein' ich nur immer, wo er sich hingehört, denn daß ein Frauenzimmer will Bücher schreiben, ist ein ganz verkehrter Casus und dient durchaus zu nichts in der
 10 Hauswirthschaft; eine Suppe ist kein Buch und ein Buch ist kein Braten. Das ist so meine einfältige Meinung darüber. Wenn ich meine Tobaksdose zum Strickbeutel machen wollte, so wäre das dumm, wie die Leute ganz gewiß sagen würden, und sie hätten wahrhaftig in ihrer Art Recht, wenn ich ganz meine aufrichtige
 15 Meinung sagen soll. Und wenn ich nun vollends Madam *Lindner* noch heirathen sollte, wie es der Himmel vielleicht giebt, so kann ich es durchaus nicht zugeben, daß sie Bücher schreiben thut, denn sie wäre ja kapable, mich einmal in ein Buch anzubringen. Das sind so Romanstreiche, und es ist überhaupt pover oder
 20 miserable, solche Bücher zu schreiben, wenigstens, nach meiner Meinung, das müssen nur Leute thun, die sonst kein Geld haben, so denk' ich davon. Halten Sie daher ja die Madam davon ab; ich würde sie zeitlebens nicht heirathen, wenn es so weit kommen sollte, und dann hat sie's nachher Niemand anders als sich selber
 25 zuzuschreiben. So denk' ich über das Bücher|schreiben, und wer anders denkt, denkt nicht so wie ich, und das ist Unrecht. In meiner Jugend schrieb ich auch Bücher, aber das waren Sprüche, die ich auswendig lernte, und merkwürdige Exempel; ich ließ sie mich
 30 auch ordentlich einbinden; aber Madam *Lindner* ist auch schon über die Jugend hinüber, und darum soll sie's lassen. Bessern Sie sich mit Ihrem Beine und bleiben Sie gesund.

Günther an Birnheim.

Ich habe Dero freundschaftliche Zeilen mit vielem Vergnügen
 5 erhalten. Ich sehe daraus, daß Sie ohngefähr so denken, wie ich, und daß man mir also sehr mit Unrecht den Namen eines paradoxen Menschen beilegt. Sie werden es auch gehört haben, daß man mir neulich diesen Ekelnamen gab, bloß weil ich das Gewöhnliche auf keine ungewöhnliche Art liebe, und das ist eben die Ursache,
 10 warum mir so manche andre Menschen paradox erscheinen. Ich denke aber, Madam *Lindner* wird ganz von selbst dieses Gedankens überdrüssig werden, der überdies auf jeden Fall schwer auszuführen ist. Ihre Urtheile über den Werth des Bücherschreibens haben mich entzückt; man kann daraus sehn, wie die Leser von
 15 den Schriftstellern denken, und ob es nun wohl der Mühe werth ist, die Federn zu zerbeißen, sich schlaflose Nächte zu machen und das Papier unnöthigerweise zu vertheuern. Denn was kömmt am Ende dabei heraus? Antwort, Nichts. Und was ist Nichts? Ich glaube, das bedarf nicht einmal einer Antwort, ob man mir gleich
 20 sagt, daß es | einige philosophische Abhandlungen darüber geben soll. Es wäre mir ungemein lieb, wenn ich die Ehre haben könnte, Sie näher kennen zu lernen. Wir treffen so selten auf Menschen, Herrn und Freunde, die mit uns sympathisiren, so daß wir deswegen diejenigen, die es thun, desto mehr in Ehren halten müssen.
 25 Ich habe die Ehre, mich zu nennen *u.s.w.*

Günther an Louise Büttner.

30 Sie sagen in Ihrem Briefe, daß sich die Empfindungen der Liebe von selbst verstehn, und daß sie deswegen nicht brauchen geschilbert zu werden; doch muß derjenige, der das sagen kann, schon mit ihnen bekannt sein, und wenn Sie mir das zugestehn, will ich Ihnen auch unbedingt Recht geben. Sie wollen nichts von Liebe

und Eifersucht hören, und in jedem Briefe möcht' ich Ihnen ein Kapitel darüber niederschreiben. Sie werden vielleicht sagen, daß es mir wie den Schauspielern geht, die sich in ihrer Rolle zuweilen vergessen, und diese auf ihr wirkliches, gewöhnliches Leben übertragen, und hierin werde ich Ihnen nicht Recht geben, 5 sondern Ihnen antworten, daß ich mich gar nicht für einen Schauspieler halte, sondern daß ich alles, was ich hier sage, für meinen Ernst ausbebe, wie es denn in der That auch ist. Wenn Sie mir nur glauben wollten! Könn't' ich es dahin bringen, so woll't' ich unser ganzes Buch aufgeben, und alle übrigen Bücher, und nur für die 10 wirkliche Welt leben, wenn es anders eine wirkliche Welt giebt; denn das, was wir nach | aller Ueberlegung so nennen, ist endlich doch nur wieder unsre Phantasie.

Aber wenn ich es nur mit meiner Phantasie dahin bringen könnte, mich glauben zu machen, daß Sie meinem Geschwätze 15 eben so gern zuhören, als ich Ihnen etwas vorschwatze. Ich habe zu unserm Buche einen Brief aufgesetzt, in dem ein Liebender seine Liebe bekennt. Fast komme ich in die Versuchung, ihn Ihnen zur Beurtheilung vorzulegen. 20

Palämon an Daphne.

Glauben Sie doch ums Himmels willen nicht, daß mir ein albernes Buch so wichtig sein könnte, um Ihnen mit meinem Briefe zur Last 25 zu fallen. Nein, ich bin es selbst, meine Theure, von dem die Rede ist. Soll ich noch hinzusetzen, daß ich Sie liebe? Ich glaube, es wird unnöthig sein. Wenn Sie mich nur sonst verstehn wollen, so müssen Sie mich schon längst verstanden haben. Ich kann nichts weiter hinzufügen. Beharren Sie darauf, die Liebe zu hassen, — doch, wie 30 kann man die *Liebe* hassen? Wenn Sie es auch behaupten, so würde ich nur daraus folgern, daß Sie hassen

Ihren unglücklichen *Günther*.

Nun, was sagen Sie zu diesem Briefe? Werden Sie mir heute eben so gütig antworten, als auf meine vorigen Sendschreiben?

Müller hat unsern Roman schon angefangen, — ich sehe den Herrn *Wille* kommen — er will mich besuchen, — ich breche ab. 5

| Louise an Günther.

Sie verlangen also im Ernst, im eigentlichen ernsthaften Ernst, daß wir beide einen Roman im Romane spielen sollen? Wenn ich argwöhnisch wäre, oder mir einige Menschenkenntniß zutraute, so könnte ich darauf kommen, daß Sie alles dieses blos einleiten, um Briefe von mir zu erhalten, die Sie im Romane brauchen könnten. Sie schließen so: wenn ich die Empfindungen der Liebe als bekannt annehme, so muß ich Sie kennen, — wenn ich sie kenne, so muß ich lieben, — wenn ich liebe, so kann es Niemand anders sein, als Sie, der von mir geliebt wird. Ob diese Form ganz logisch ist, lasse ich dahin gestellt sein, aber wie die Welt sich selten um die Gesetze der Logik bekümmert, so ist Ihr wunderlicher Schluß auch hier 15 eingetroffen. Ich ziehe daraus einen andern Schluß, daß es tausend Sachen giebt, die ohne alle Logik richtiger sind, als die Logik selber. — Doch ich will Ihnen auf Ihre eigentliche Frage antworten. 20

Daphne an Palämon.

Liebe und Ehe, Herr *Palämon*, sind zwar so ernsthafte Dinge, daß ich hier Gelegenheit hätte, Ihnen recht viel darüber zu sagen und häufige Thränen zu vergießen; aber ich will es einmal leicht 30 nehmen und Ihnen nur gestehn, daß ich Ihnen und Ihrem Briefe glaube. Wenn es daher nur von mir abhängt, so brauchen Sie sich nicht als unglücklich zu unterschreiben, überlassen wir das denen, die nichts von Liebe wissen. Ich bin und bleibe

Ihre *Louise Büttner*.

Wer uns beide nicht kannte, dürfte fast auf den Gedanken kommen, daß wir uns verspotteten. Aber lassen Sie uns auch einmal ernsthaft sprechen. — Doch, so eben werde ich von meinem Vater abgerufen. — Besuchen Sie uns bald. — Schade, daß ich Ihnen nicht noch meine ernsthaften Gedanken mittheilen kann. 5

Günther an Louise.

Warum soll die Liebe nicht auch fröhlich machen, so wie sie traurig macht? Man sagt ihr so viel Uebles nach, daß einige heitre 10
Gesichter ordentlich nothwendig geworden sind, um ihre Ehre zu retten. O ich fühle mich so glücklich, daß ich allenthalben in der ganzen Welt nur Stoff zur Fröhlichkeit wahrnehme. Warum soll 15
diese Empfindung gerade Leichtsinn genannt werden? Leichtsinn kann nur Mangel an Empfindung sein. Es giebt überhaupt eine Art des Frohsinns, die nur eine schönere Melankolie ist, und in diesem Zustande befinde ich mich jetzt. Ich denke, Sie und Ihren Herrn Vater heut Abend zu besuchen; machen Sie ihm meine Emp- 20
fehlung.

Ich habe *Wille* einen Brief von *Müller* gezeigt, und ich hoffe, der ganze Roman soll dadurch zerstört werden.

| Birnheim an Günther.

Nein, werthgeschätzter Herr und Freund, es ist alles vergebens, und so zu sagen umsonst, was Sie da in Ihrem vortrefflichen Briefe zu mich gesagt haben. Sie läßt nicht davon und läßt nicht davon. Das Bücherschreiben ist ihr so in den Kopf gefahren und in alle 30
zehn Finger, daß sie es nicht lassen und bleiben lassen kann, und wenn alle sieben Todsünden darauf gesetzt wären, und ich bin darüber noch dazu ganz desperat geworden. Denn ich habe Ihnen meine ausführliche Meinung in meinen vorigen wenigen Zeilen

gesagt, und dabei bleibt's, und ich kann mir keinen Gedanken davon rauben lassen und es soll auch in Ewigkeit nicht geschehn. Was Sie von *simdbathisiren* sagen, ist erstaunlich wahr. Wer Ueberzeugungen hat, muß dabei bleiben, und das ist nun einmal 5
meine Ueberzeugung. Es giebt Leute, die finden alles egal in der Welt, und leben derohalben wie die Narren, mit denen kann ich nicht sinbadsiren, wie gesagt. Narren sind keine Menschen, eben deswegen, weil sie Narren sind, und daß meine Frau dazu gehö- 10
ren sollte, kann ich nun und in Ewigkeit nicht zugeben, denn der Mann ist des Weibes Haupt, und da wär' ich denn der Hauptnarr, das geht nicht und geht nicht. Ich weiß nicht, ob Sie mir und meine Meinung verstanden haben, aber ich sollte meinen, daß ich's klar und deutlich genug einzurichten wüßte; denn ich bin gewöhnlich, wie die Leute sagen, kurz angebunden. Eben darum beschwör' 15
ich Sie hoch und theuer, wenn es doch ja nun so sein muß, daß das Buch geschrieben | werden soll, die ganze Erfindung so ein- zurichten, daß *Madam Lindner* einen ordentlichen Ekel davor bekömmt und zeitlebens nichts hinzuschreibt. Es ist schwer, das seh' ich selber recht gut ein, aber es muß doch sein. Sie müssen die 20
Frauenzimmer alle dumme Frauenzimmer sein lassen. Sie müssen darauf bestehn, daß es Ihr Plan so mit sich bringt, — denn, ich frage, was will sie nachher machen? Antwort, Nichts; denn Sie haben ja alsdenn den Plan gemacht, und Sie dürfen nur sagen, sie verstände den Henker davon, was so ein Plan zu besagen hätte, oder mit sich brächte; solche Reden müssen Sie führen. Sobald 25
Ihr Bein besser ist, können Sie mir ja auch näher kennen lernen; ich lasse mir gern näher kennen lernen; denn was kömmt dabei heraus, wenn man sich einander nicht kennen thut? Sie wissen meine Gesinnungen. Nehmen Sie bei dem Wetter Ihr Bein in Acht 30
und ich verbleibe *u.s.w.*

Antwort.

Wer könnte Ihr edles Gemüth in Ihren Briefen verkennen? Ich eile, um Ihnen meine schuldige Antwort zu überschicken. Sie 5
geruhen, unsern ganzen Roman mit einem verächtlichen Blicke zu übersehn, und ich gestehe, daß Sie ganz recht daran thun. Mit Ihrem gütigen Vorschlage, die Frauenzimmercharaktere schlecht einzurichten, dem Plan zu gefallen, sieht es ein wenig mißlich aus; denn wenn ich auch die Charaktere so anlege, so werden sie mir 10
unter den Händen umgearbeitet, und eh' wir es uns versehn, stehn statt | der lächerlichen Weiber die allerverehrungswürdigsten da. Und was ist denn zu machen? Bringen Sie lieber irgend einen Rezensenten für Geld und gute Worte dahin, das Buch, wenn es erschienen ist, ganz erbärmlich herunter zu machen; vielleicht 15
bekömmt Ihre Geliebte dann eine Wasserscheu. Man muß nach meiner Meinung die Sucht zu schreiben ganz wie eine Krankheit behandeln und betrachten; da hilft keine Vernunft, sondern Medizin, und darum rathe ich Ihnen zu einer Rezension. Nächstens werde ich mir die Ehre ausbitten, mehr mit Ihnen sympathisiren zu können; sobald ich gesund bin, besuche ich Sie. Ich bin etc. 20

Müller an Günther.

Treuloser Freund!

Hab' ich Sie darum zu meinem Vertrauten gemacht? Hab' ich mich darum vor der ganzen Welt verschlossen und Sie allein in mein bekümmertes Herz sehn lassen, damit Sie mich so verrathen sollten? Ich kann noch immer nicht begreifen, wie ein Mensch, den ich für meinen Freund hielt, sich zu einem solchen Verbrechen konnte verleiten lassen. Entdecken Sie doch dem elenden *Wille* lieber auch noch, daß ich die *Lindner* liebe, daß ich es Ihnen gestanden habe. Sie sind außerordentlich leichtsinnig, wenn Sie dergleichen Belei-

digungen nur für Scherz oder spaßhafte Einfälle halten können; ich sehe sie weit wichtiger an. Sie haben dem Menschen die ganze Idee von dem Buche gesagt. Sie haben ihm gesagt, daß ich ihn studire und schon | in einem Briefe kopirt habe. Ihre Freundschaft 5
steht auf einem elenden Grunde, wenn Sie ihr nicht einmal Ihre Schwatzhaftigkeit aufopfern können. — Ich lege Ihnen den Brief von *Wille* bei, damit Sie selber sehn können, in welchem Grade Sie mich beleidigt haben. 10

Wille an Müller.

(Einlage des Vorigen.)

Also mußte ich nur darum neulich bei Ihnen Kaffee trinken, damit Sie mich auf Ihre Art beobachten möchten? Sie nehmen sich sehr viel heraus, und Sie irren sich auf eine lächerliche Weise, wenn Sie glauben, daß Sie mich in dem sogenannten *Wilibald* getroffen haben. Dergleichen Unsinn denk' ich nicht einmal, viel weniger daß ich ihn niederschreibe. Ich glaube, es gibt über diesen elenden Brief keinen so kompetenten Rezensenten, als mich selber. Ich finde überhaupt nichts lächerlicher, als die Altklugheit, mit der Sie sich und die übrigen Menschen betrachten. Man sollte doch ja erst einsehn lernen, wie weit unser eigner Verstand reicht, ehe wir den der übrigen Menschen ausmessen wollen. Ich glaube, daß ich gar nicht nöthig habe, meine übrige Vernunft zusammen zu nehmen, um jenen *Wilibald* zu widerlegen; er ist zu elend, als daß ich noch ein Wort darüber verlieren sollte. 25

| Günther an Müller.

Warum, werthgeschätzter Freund, sollte ich unserm gemeinschaftlichen Freunde, *Wille*, nichts von unserm Roman sagen? Ich glaube, daß Sie und er die Sache viel zu ernsthaft betrachten;

denn ich muß Ihnen gestehn, daß ich ihn an demselben Tage zu mir gebeten hatte, als er Sie besuchte, bloß um ihn zu beobachten; aber ich hätte es ihm dann frei herausgesagt und ihn freundschaftlich erinnert, er möchte nun doch so gut sein, seinen eigentlichen Charakter recht zu entwickeln. Sie aber haben ihn dadurch hintergangen, daß sie ihn heimlicherweise studirt haben, etwas, das ein Freund mit Recht übel nehmen kann. Sie werden sagen, ich sei paradox, aber desto besser, so bleibe ich in der Uebung, und führe im Roman meinen Charakter um so glücklicher durch.

Birnheim an Günther.

Ich bin Ihrem Rath befolgt und habe mich schon einen Rezensenten aufgetrieben, der seine Sachen gewiß sehr gut machen wird; denn er kann schon von Natur keinen Roman vor Augen sehn. Er hat mich zugeschworen, daß er die besten sogar aus dem Grunde seines Herzens verachte, und daß er Ihr Buch so pfeffern wolle, daß es kein honetter Mensch sollte lesen wollen: das hat er mich versprochen. Sie haben Recht mit umarbeiten. Kein Mensch will gern ein Narr sein und ich auch nicht, das kann ich Sie wohl gestehn, | denn es ist wider meine Natur, und was wider unsre Natur ist, davor können wir nicht, wenn wir's bei Lichte besehn. Ich habe nie glauben können, daß solche Rezins-Enten, wie sie sich titulieren, in der Welt zu etwas Nutz sein könnten, aber jetzt seh' ich es doch recht gut ein. Man lernt alle Tage mehr, selbst noch im späten Alter, und so ist es mich jetzt mit den sogenannten Ritzzins-Enten gegangen. Sie sagen, es sei Krankheit von wegen mit dem Schreiben, das kann wohl möglich sein, es ist vielleicht manches Krankheit, dem wir es nicht ansehen thun; diese Krankheit ist aber eine povre Krankheit und sollte gar nicht unter honette Leute gelitten werden. Wer Geld hat nun vollends! und sie hat Geld genug und auch die Jahre, um gescheut zu sein. Das ärgert mir eben und verdriest mich ordentlich etwas. Leben Sie wohl.

Günther an Birnheim.

Ich kann Ihnen nichts anders antworten, als daß ich Ihnen vollkommen Recht gebe; es ist immer nur eine halbe Antwort, das werden Sie selber einsehn, allein ich kann mir nicht helfen. Daß Sie einen Rezensenten erwischt haben, ist mir ungemein lieb, bitten Sie ihn doch, das Buch gleich jetzt zu beurtheilen, damit die Rezension nachher ja nicht zu spät komme. Ich will ihm selbst einige Data an die Hand geben, auf die er besonders losziehen muß. Daß Sie übrigens die Nutzbarkeit der Rezensenten bezweifelt haben, hat mich gewundert, sie sind wenigstens nützlicher, als die Schriftsteller, denn sie verbessern diese, und die Schriftsteller verbessern die Menschheit, und die Menschheit — doch, ich gerathe in zu erhabne Gedanken, ich breche daher lieber ab.

Müller an Wille.

Die Hitze, mit der Ihr Brief an mich abgefaßt ist, thut mir um Ihretwillen leid, denn sie macht Ihrem Verstande nicht viel Ehre. Doch, an Ihren Verstand haben Sie schwerlich gedacht, als Sie ihn niederschrieben. Aber Günther ist ein sehr schlechter Mensch, daß er so schwatzhaft ist, und doch hatte er Sie aus keiner andern Ursach gebeten, als ebenfalls um Sie zu beobachten. Er gesteht es mir ganz naiv in seinem Briefe; Sie können daraus sehn, was für einen Freund Sie an ihm besitzen. Es thut mir nur die Zeit leid, die ich Ihrentwegen mit diesem Billette verschwende.

Wille an Günther.

Ich muß jetzt leider die Erfahrung machen, daß ich mich in allen meinen Freunden geirrt habe, und das rührt bloß daher, weil ich ihnen zu leichtsinnig traute. Ich will mich aber künftig besser

hüten. Ich lege Ihnen *Müllers* Billet bei, der mir schreibt, daß Sie mich auch zu nichts anderm haben brauchen wollen, als zu einem Exemplar in einem jämmerlichen Roman. Wenn Ihnen ein Roman lieber ist, als meine Freundschaft und Achtung, so haben Sie recht gehandelt, | im entgegengesetzten Falle mögen Sie sich selber
5 Ihr Urtheil sprechen. Ich mag nichts mehr hinzusetzen, als daß ich mich wundre, wie Sie so von der Madam Lindner abhängen können, die Ihnen bloß den Auftrag gegeben hat, mich zu kopieren, um mich dafür zu strafen, daß ich sie nicht geheirathet habe. Denn nur seit ich meine Frau habe, ist sie meine Feindin; vorher
10 waren wir sehr gute Freunde, und sie hielt mich für einen überaus verständigen Menschen, wir beide moquirten uns wenigstens über alle übrigen. Wie gesagt, es wäre nur auf mich angekommen, sie zu heirathen. *Müller* ist der unverschämteste Mensch, und es wird sich wohl eine Gelegenheit finden, ihn zu strafen.
15

Günther an Wille.

Es thut mir leid, daß Sie die Sache so ansehen, ich glaube, es giebt
20 eine angenehmere Ansicht. Ist es nicht ein Kompliment, das ich Ihnen mache, wenn ich darauf ausgehe, Sie wie ein gutes Buch zu studiren und in einem guten Buche wieder Ihr Profil aufzustellen? Ist es der Madam *Lindner* zu verdenken, daß Sie dies Profil in ihrem Romane gern besitzen möchte, da Sie Ihrer eigentlichen
25 Person nicht hat können habhaft werden? Ich hoffe, es ist an Ihnen etwas zu studiren, denn sonst wären Sie nicht interessant, und wenn Sie nicht interessant wären, möchte der Henker Ihr Freund sein; folglich, wenn ich Ihr Freund bin, muß ich Sie studiren. Sie sehen selbst ein, daß da keine Rettung möglich ist. — Und warum
30 wollen Sie auch von diesem allgemeinen Schicksale | aller Menschen ausgenommen sein? Ich hoffe, ich habe mich hinlänglich entschuldigt, ich unterschreibe mich also wie sonst

Ihr Freund *Günther*.

Louise an Günther.

Man kommt Ihnen beinahe auf die Spur; gestern Abend war *Müller* hier und behauptete keck, Sie hätten uns nur alle zum Narren; und es wäre Ihnen gar kein Ernst, das versprochene Buch zu schreiben. Ich begreife nicht, wie der blödsinnige Liebhaber grade darauf gekommen ist.

Madam Lindner an Günther.

Sind sie noch nicht bald hergestellt? Wir alle sind eben so ungeduldig, als wir Sie bedauern, da wir Ihren Umgang so lange entbehren müssen. Sie scheinen unsern Roman ganz zu vergessen. Sie sollten doch gegen meinen Lieblingswunsch etwas nachsichtiger sein, es kann ja gegen unsre Vermuthung kommen, daß das Werk weit interessanter wird, als wir Anfangs erwartet hatten, wenn jeder sich selber nur eben so richtig als zart darstellt, es wäre dann gleichsam ein Register von uns selber, aus dem neue Freunde
20 schnell ersehen könnten, was sie von uns zu erwarten haben.

| Antwort.

25 Allerdings! — allein mein Bein, — ich mag keine andere Entschuldigung für mein Verzögern anführen. So wie ich über den Plan nachdenken will, kömmt mir das Bein dazwischen, so wie ich einen Gedanken erhascht habe, thut mir das Bein weh. Ich wünschte, ich wäre so paradox, von einem schlimmen Beine keine
30 Schmerzen zu empfinden, so könnt' ich ein desto größerer Poet sein. Aber es ist nicht anders, es ist ein ganz gewöhnliches Bein, meine Schmerzen sind ganz gewöhnlich, obgleich ziemlich stark, und darum lassen Sie auch diese höchst gewöhnliche Entschuldigung nur gültig sein.

Louise an Günther.

Bei meiner Tante ist große Verwirrung, *Wille*, mein ehemaliger Liebhaber, hat ein Billet geschickt, wodurch sie auf *Müller* aufgebracht wurde, *Müller* hat alle Schuld auf Sie geschoben, ich lege Ihnen beide Billets bei.

Wille an Madam Lindner.

(Einlage des Vorigen.)

Sie irren sich sehr, Madam, wenn Sie glauben, daß Ihnen alle Menschen so unbedingt zu Gebote stehn. Ich schicke Ihnen hier einen Brief von Herrn *Müller*, der acht Tage alt ist, damit Sie sehn, was Sie eigentlich von ihm zu halten haben.

| Müller an Wille.

(Einlage des Vorigen.)

Gegen Sie, lieber Freund, ist mein Herz immer ganz offen, und ich kenne keinen Gedanken, den ich Ihnen verheimlichen möchte. Ich glaube, daß Sie eben so gegen mich gesinnt sind. Ich habe jetzt seit einiger Zeit eine interessante Bekanntschaft gemacht, eine Wittwe, Madam *Lindner*, sie ist, wie die meisten Frauenzimmer über dreißig, sehr koquet, sie hört sich gern loben und ich lasse es daran nicht fehlen. Was soll man sonst in unsern gewöhnlichen, langweiligen Gesellschaften thun? Ich habe meine *Caroline* fast ganz vergessen, denn das Vermögen der Wittwe ist weit ansehnlicher. Sie wissen, wie ich über den Punkt des Geldes denke. Ich glaube, ich darf mich nur erklären, um die Heirath richtig zu machen, denn sie ist unbeschreiblich freundlich gegen mich, wenn wir allein sind. Ein alter Mann bewirbt sich auch um ihre Hand, und den auszustecken, ist nicht einmal ein Verdienst. — Leben Sie wohl.

Madam Lindner an Günther.

Ich sollte einen solchen Unverschämten wie Sie sind keiner Zeile würdigen, ich setze mich auch nur nieder, um Ihnen zu sagen, wie sehr ich Sie verachte. Ich schäme mich jetzt, daß ich Sie und *Müller* je zu meinen Gesellschaftern zählte. Sie, ein Mensch, der nicht einmal so viel Verstand hat, seine eigne Einfalt einzusehn, einen der seine Plumpheit für Witz ausgiebt, | der Menschen entzweit und mir dadurch am Ende den größten Verdruß zuzieht. — Ich hoffe, nie mehr so unglücklich zu sein, Sie in meinem Hause zu sehn.

Birnheim an Günther.

Gottlob! kann ich nunmehr wohl mir wahrem Rechte und aus vollem Herzensgrunde sagen. Es ist alles vorbei, und alles ist in Richtigkeit. Man kann oft nicht wissen, wie etwas kömmt, und wozu manches in der Welt dient, was mir schon neulich bei Gelegenheit der Rehcensenten einfiel. Da ist nun das ganze Buch in die Brüche gefallen und die Heirath ist nun auch zu Stande gekommen. Sie will nämlich gar keine Bücher mehr schreiben, sie hat ein Haar darin gefunden, wie man zu sagen pflegt, aber zugleich hat sie auch zu ihren Trost, wieder einen Mann darin gefunden, und das ist eben Niemand anders, als ich. Sollten Sie's gedacht haben, daß das so geschwind und gleichsam über Hals und Kopf gehn würde? Wer's am wenigsten dachte war Niemand als ich. Meine Frau, in Zukunft, in Hoffnung nämlich, hat den schönsten Ekel vor den Buchschreibern, den ich mich nur wünschen konnte, aber auch zugleich, mit Erlaubniß zu sagen, vor Ihrer werthen Person. Wie das alles mit einander zusammenhängt, kann ich nicht recht klug daraus werden. Ich danke Ihnen für Ihre vorhergehende gütige Mühe meinetwegen, Sie haben's gut gemeint, aber der Himmel hat's noch besser gelenkt. Ich weiß, daß meine Frau schon

einen Liebhaber gleichsam gehabt hat, das versteht sich, sie kennt mir noch nicht gar lange und jetzt hat | sie sich mich doch ganz von selbst und von freien Stücken angetragen, das beweist ihre jetzige Liebe genug, und so kommt auch ein hübsch Vermögen zusammen, und wir werden glücklich einer bei den andern sein. 5
Ich werde meine Verlobung in ein paar Tagen bekannt machen, Sie können mich also immer gratuliren, wie's aber um unsre nähere Simpatie aussehn wird, weiß ich nicht, wenn meine Frau Ihnen nicht leiden kann. 10

Antwort.

Ich gratulire also von Herzen und freue mich, und wünsche alles nur mögliche Glück. Ich kann Sie versichern, daß Niemand als ich diese Heirath gemacht hat, doch ich will mich nicht selber loben; mit Ihrer zukünftigen Frau denke ich mich noch wieder zu versöhnen. Bis dahin leben Sie wohl. 15

Nachschrift. Mein Bein ist wieder gut. 20

Günther an Madam Lindner.

Es ist gerecht, einen Sünder zu verstoßen: aber schöner als gerecht ist es und ganz einer zarten Seele würdig, ihn wieder anzunehmen, wenn er seinen Fehler einsieht und bereuet. Das ist mit mir jetzt der Fall, das zweite ist nun Ihre Pflicht. Hab' ich gefehlt, so geschah es bloß, weil Sie mir selber aufgelegt haben, paradox zu sein. Sie sehn, ich habe mich dadurch ins Unglück gestürzt; nehmen Sie mich nun auch wieder zu Gnaden an, da Sie selber Schuld daran sind. | Ich werde mich künftig sehr vor dem Paradoxen hüten. Wenn es meine Verzeihung leichter machen kann, so melde ich Ihnen, daß ich nicht nur den Plan zu unserm Romane fertig habe, sondern sogar den Anfang schon ausgearbeitet, aber mit 25 30

Ihrer Erlaubniß, meine Rolle nicht nur, sondern auch die übrigen. Sie sehn, ich bin in meiner Krankheit nicht ganz träge gewesen. Mein Bein ist wieder hergestellt; wenn ich es also wagen darf, besuche ich Sie heute Abend. 5

Madam Lindner an Günther.

Ich will ein Auge zudrücken und Sie mit dem zweiten freundlich ansehen. Sie haben sich so seltsam entschuldigt, und sind Ihrer Rolle so treu geblieben, daß ich Ihnen deswegen verzeihe. Bringen Sie aber ja Ihr Manuscript mit, ich bin außerordentlich neugierig darauf. Uebrigens verlobe ich mich heute Abend mit Herrn *Birnheim*, und Sie können zugleich als Zeuge dienen. 10 15

Günther ging am Abend hin; *Müller* war auch da; er hatte sich mit *Carolin* und *Madam Lindner* zu gleicher Zeit ausgesöhnt. Bald darauf erschien *Louise* mit ihrem Vater, der sonst nicht diese Gesellschaft besuchte. *Günther* drang nun darauf, die Verlobung vorzunehmen, und ganz gegen alle Erwartung der übrigen, verlobte er sich zugleich mit *Louisen*, und die andern waren Zeugen. 20

Ehe ich nun mein Manuscript vorlese, rief er dann, muß ich noch ein paar Worte sagen.

| Nun? riefen alle.

Mein böser Fuß war nur fingirt. 25

Fingirt? hallte es zurück.

Ja, um die sogenannte poetische Muse zu bekommen, um meine Klätscherei desto besser in den Gang zu bringen, durch die sie doch nun alle erfahren haben, wie Sie mit einander stehn.

Mad. Lindner. Sie sind ein Bösewicht. — Aber Sie haben sich doch im Buche den paradoxen Charakter gegeben? 30

Günther. Ja.

Louise. Und keine Liebe hineingebracht?

Günther. Nein.

Müller. Und der edle Freund — der blöde —

Günther. Steckt drinne.

Mad. Lindner. Und um mich dreht sich alles —

Günther. Allerdings.

Birnheim. Und die Frauenzimmer, wie ich im Briefe — 5

Günther. Natürlich.

Mad. Lindner. Aber haben Sie ihn nicht als Spekulanten hineingebracht?

Günther. Wie hätt' ich den Herrn auslassen können?

Er zog das Manuscript hervor und fing an zu lesen. Es bestand 10
aus nichts als den Briefen, die er während seiner Krankheit
geschrieben und bekommen hatte. Er hatte diese Briefe einbin-
den lassen. Alle erstaunten; jeder spielte den Unwissenden, und
so las er zu Ende.

Madam *Lindner* brach zuerst los; sie suchte ihre Billets zu erha- 15
schen; ihr folgte *Müller*, dann *Birnheim* und endlich *Louise*; jedes
zog seine Briefe aus, | und so erging es dem Manuscript, wie dem
Raben in der Aesopischen Fabel, dem die übrigen Vögel die bun-
ten Federn auszogen. Am Ende behielt *Günther* nichts, als seine
eignen Briefe in der Hand. Da er sah, daß die übrigen die ihrigen 20
zerrissen, folgte er ihrem Beispiel, und so war die Stube in einer
Minute mit unzähligen Papierstückchen besäet. Da *Louisens* Vater
voller Erstaunen dastand, und nicht wußte, was er aus alle dem
machen sollte, reichte ihm *Günther* die Briefe von *Wille*, daß er sie
auch zerreißen möchte. So ward dieser wider Willen ein Mitarbei- 25
ter an diesem Werke.

Günther aber hatte die Briefe vorher schon copiren lassen. Diese
Gesellschaft blieb nachher immer bei einander, aber *Günther* hatte
den Ruf eines satyrischen Menschen.

Quellenverzeichnis

»Ulrich, der empfindsame«

Erstdruck in: STRAUSSFEDERN V, S. 137–220. (1796)

Die vorliegende Ausgabe folgt: SCHRIFTEN XV (1829), S. 121–180

»Fermer, der geniale«

Erstdruck in: STRAUSSFEDERN VI, S. 3–36. (1797)

Die vorliegende Ausgabe folgt: SCHRIFTEN XV (1829), S. 181–204

»Der Naturfreund«

Erstdruck in: STRAUSSFEDERN VI, S. 37–58. (1797)

Die vorliegende Ausgabe folgt: SCHRIFTEN XV (1829), S. 205–222.

»Die gelehrte Gesellschaft«

Erstdruck in: STRAUSSFEDERN VI, S. 113–138. (1797)

Die vorliegende Ausgabe folgt: SCHRIFTEN XV (1829), S. 223–244.

»Der Psycholog«

Erstdruck in: STRAUSSFEDERN VI, S. 230–236. (1797)

Die vorliegende Ausgabe folgt: SCHRIFTEN XV (1829), S. 245–252.

»Der Roman in Briefen«

Erstdruck in: STRAUSSFEDERN VII, S. 71–118. (1797)

Die vorliegende Ausgabe folgt: SCHRIFTEN XV (1829), S. 253–290.

Varianten zum Erstdruck

Verzeichnet werden alle semantisch wie stilistisch relevanten Abweichungen des Erstdrucks in den *Straußfedern* von der hier zu Grunde gelegten Textfassung der *Schriften*. Nicht aufgeführt sind von Tieck korrigierte offensichtliche Druckfehler des Erstdrucks und rein orthographische Varianten wie *beizutragen*] *beyzutragen*, *Liebhaberin*] *Liebhaberinn*, die Auflösung von Abkürzungen und Varianten bei der Schreibweise von Datumsangaben in innerfiktionalen Briefen wie Juli, Jul. und Julii. Im Erstdruck werden letztere noch uneinheitlich verwendet, in den *Schriften* ist ein Bemühen um Vereinheitlichung erkennbar. Gleiches gilt für den Gebrauch von Komma und Semikolon zwischen parataktisch aneinandergereihten Aussagesätzen.

Seite | Zeile *Schriften*] *Straußfedern*

Ulrich, der empfindsame

- 9 | 2 *Leihbibliotheken einrichtete,*] *Lesebibliotheken etablierte,*
- 9 | 8–10 *müsse; in dieser Stadt, wo die Knaben im zwölften Jahre Verse machten*] *müsse, um sich und andere Menschen zu ennuyiren; in dieser Stadt, wo man im zwölften Jahre Verse machte*
- 9 | 11 *letzten rezensiren konnten,*] *letzten an den Fingern herrensiren konnte,*
- 9 | 11 *Stadt lebte*] *Stadt also (ich wette, man weiß nicht, welche von den größern Städten ich meine), lebte*
- 9 | 13 *sich einfach trug*] *sich simpel trug*

- 9 | 14 *sah; alte*] sah, so viele auch dicht um seine Wohnung angelegt waren: alte
- 9 | 17 *beschäftigte.*] beschäftigte. Und in der That mögten wohl die meisten meiner Leser diesen Mann einen Sonderling nennen, wenn sie ihn erst etwas näher kennen werden.
- 9 | 20 *viel erfahren*] viel gelebt
- 10 | 4 *Einsamkeit genügend unterhält.*] Einsamkeit einzig und allein unterhält.
- 10 | 12 *Erziehungsschriften in das Haus gebracht,*] Erziehungsschriften mitgebracht,
- 10 | 14 *Geschichte,*] Geschichte, und man bittet den Leser, ihn schon in seiner Kindheit genau zu beobachten.
- 11 | 5 *versehen.* –] versehen. Ich könnte daher hier sehr weitläufig seyn, wenn ich nicht den Unwillen meiner Leser befürchten müßte, die gewiß von allen sogenannten Schwärmereyen abgesagte Feinde sind. –
- 11 | 12/13 *Man erwäge nur,*] Man bedenke nur,
- 11 | 13 *Kindergeist lehnt,*] Kindergeist anlehnt,
- 11 | 14 *um einzusehn,*] um zu finden,
- 11 | 16 *sprach.*] sprach. Aber ich weiß schon, daß alle solche Bemerkungen, und selbst noch tiefer geschöpft, für meine eigensinnigen Landsleute verloren sind; ich werde gewiß auch künftig noch zu meiner innerlichen Kränkung die Nahmen *Conrad, Peter, Ulrich, Gottlieb* u.s.w. hören, und ich bedaure schon im voraus alle christlichen Kinder, die man bey der Taufe mit diesen ominösen Nahmen, wie mit einem Bannfluche, belegt.
- 11 | 19 *Kinder, als*] Kinder von
- 11 | 23 *dichten*] machen
- 12 | 3 *überzogen sein,*] überzogen werden,
- 12 | 16 *Beinkleider*] Hosen

- 13 | 10 *als man auf den ersten Anblick meinen dürfte,*] als es auf den ersten Anblick scheinen dürfte,
- 13 | 26 *in Masse*] en masse
- 14 | 11 *die Frauen*] sie
- 14 | 13 *ein Thor,*] ein Narr,
- 14 | 14 *Dialekte fast gleich*] Dialekte ganz gleich
- 14 | 28 *Vermögen sammeln würde.*] Vermögen sammelte
- 14 | 30 *wenn dieser etwa*] wenn er etwa
- 14 | 34 *Sorgen.* –] Sorgen. – Doch es ist Zeit, daß wir uns zum jungen *Ulrich* selber wenden.
- 15 | 3/4 *Satz gesprochen,*] Satz debitirt,
- 16 | 14 *Gericht*] Gewicht
- 16 | 17/18 *man, der lieben Jugend zum Besten, auf*] man der lieben Jugend zum Besten auf
- 16 | 25 *übrigen Spielern.*] übrigen Acteuren.
- 17 | 15 *Personen sein müsse,*] Personen sey,
- 17 | 30 *ein wahres Fest,*] ein ordentliches Fest,
- 17 | 32 *in jener Liebe*] in seiner Liebe
- 17 | 34 *ist völlig undenkbar.*] ist eben so undenkbar, wie eine Revolution, wie die Leute behaupten, ohne Blutvergießen.
- 18 | 4 *Fortgang haben möchte.*] Fortgang hätte.
- 18 | 7 *spielte*] machte
- 18 | 32/33 *Bürgerkriege aufgerieben haben,*] Bürgerkriege aufgezehrt haben,
- 19 | 7 *gemacht:*] gemacht habe:
- 19 | 8 *entdeckt*] ausfindig gemacht
- 19 | 14 *war. In*] war, sie hatten bis auf Nero ein öffentliches Theater, und öffentliche Schauspieler, und dieser grausame Kaiser ist gleichsam als der Ahnherr aller Privatkomödien anzusehn, so wie er auch der erste Christenverfolger war, und überhaupt Zeit seines Lebens nichts Gutes gestiftet hat. In
- 19 | 23 *sondern daß alles*] sondern das alles

- 19 | 28 *großen Schaden*] außerordentlich vielen Schaden
 19 | 30 *Charakteren;*] Charakteren:
 20 | 17 *viel*] viele
 21 | 10 *das stärkste Motiv aller menschlichen*] das einzige Motiv der menschlichen
 22 | 1 *Bücher, streuen sie in*] Bücher, und streuen in
 22 | 4 *Gesprächsromane, Heinrich der Vierte,*] Gesprächsromane Heinrich der Vierte,
 22 | 5 *Wange, ansehen*] Wange ansehen
 22 | 11 *auch nicht*] gar nicht
 22 | 19 *die Aufwartung.*] die Cour.
 22 | 24/25 *ja daß die Aeltern ihn gern zu sehn schienen, und ihn auf jede Weise begünstigten.*] ja die Eltern schienen ihn gern zu sehn, und ihn auf jede Weise zu begünstigen.
 23 | 2 *etwas thun.*] etwas machen.
 23 | 10 *von diesem Vorsatz,*] von dieser Idee,
 23 | 23 *Es wurde in der Stadt ein großer Ball gegeben, zu*] Es war ein großer Ball der gegeben wurde, und zu
 24 | 2/3 *den ersten Haarkünstler heraufzurufen,*] den ersten heraufzurufen,
 24 | 10 *Tanze zuzusehn,*] Tanze zuzuschauen,
 24 | 14 *seinem Perückenmacher,*] seinem Friseur,
 24 | 18 *herbeiwünschen, als*] herbeywünschen als
 25 | 3 *Ulrich*] er
 25 | 6/7 *fallen mußte, die wilden*] fallen würde, diese wilden
 25 | 9 *herein! rief.*] herein rief.
 25 | 14 *wie*] daß
 25 | 12 *konnte nicht unterscheiden,*] wußte gar nicht zu unterscheiden,
 25 | 17 *benachbarten Weinschenken*] benachbarten Brandweimbrenner
 25 | 22 *dem Künstler ein*] dem Friseur ein
 26 | 17/18 *setzte sich, um frisirt zu werden nieder.*] setzte sich zum frisiren nieder.

- 26 | 21 *schallende*] schellende
 26 | 26 *Ohrfeige wieder zurückzugeben.*] Ohrfeige zurückzugeben.
 26 | 34 *zwingen, den Haarbau zu vollenden.*] zwingen, ihn fertig zu frisiren.
 27 | 13 *fürchtete*] etwas fürchtete
 28 | 24/25 *kommen; der Lehrer ging*] kommen, er ging
 29 | 8 *nachzuforschen.*] nachzusuchen.
 29 | 13 *weggeschickt*] fortgeschickt
 29 | 15 *zankten mit ihm,*] zankten sich mit ihm herum,
 29 | 25/26 *mich, Stein, Zunder, Feuerzeug, Weste und seidene Strümpfe: und*] mich; und
 29/30 | 34/1 *allen heroischen Muth.*] allen Muth in ihm.
 30 | 11/12 *schlafen. Am*] schlafen, er hatte oft eine Idee, was er thun wolle, die er aber in demselben Augenblicke wieder vergessen hatte. Am
 30 | 13–15 *Ulrich hatte gerade, um sich etwas zu trösten, alles Geld aufgezählt, was er bei sich trug, nur*] Ulrich hatte durch einen Zufall sein Geld aufgezählt, nur
 30 | 17 *schleichend*] freundlich
 33 | 19 *erscheinen*] kommen
 33 | 20 *Spitzbuben befinde.*] Spitzbuben befände.
 33 | 31 *zuhörte*] andächtig zuhörte
 34 | 25 *schien.*] sey.
 35 | 26 *mit großem Schrecken,*] mit einem großen Schreck,
 36 | 9 *mit seinem praktischen Verstande*] mit seiner praktischen Vernunft
 36 | 16 *dies*] diese Idee
 36 | 17 *fand, daß es das vernünftigste sei; er*] fand immer, daß es die vernünftigste sey, die er jetzt fassen könne; er
 36 | 19 *doch wenigstens*] doch immer wenigstens
 37 | 30 *Theorie.*] Theorie.
 Ich werde sogleich zur Geschichte zurückeilen, wenn ich vorher nur noch ein paar Worte über den

- Hang des Menschen zum Wunderbaren gesagt habe.
- 38 | 14 *Mancher findet es unbegreiflich,*] Die Leute finden es unbegreiflich,
- 38 | 15/16 *können; aber ich begreife es wohl.*] können, aber ich nicht.
- 38 | 21 *elender Spieler auftritt,*] elender Akteur auftritt,
- 39 | 20 *ein Ziel wäre gesetzt worden.*] ein Ziel gesetzt wäre.
- 39 | 29 *entscheidet*] erklärt
- 39 | 31 *wird.*] wird.
- Doch ich kehre zur Geschichte zurück.
- 39 | 32 *jetzt*] hier
- 40/41 | 33–37 *machen. Wie? Rief er; himmlisches Wesen meiner einzigen ewigen Liebe – halloh! hottoh! – Wollen Sie nicht glauben? – Ich schwöre Ihnen beim Firmament und allen – will der Racker wohl im Wege bleiben – und allen seinen Gestirnen, daß – ich werde Dir auf den Grind kommen, Spitzbube! – daß mein inbrünstiges Herz nur dieß Eine Gefühl – der Satan stellt sich lahm, das infame Vieh! Weg da vom Graben! – Eine ideale Empfindung, aus dieser Verkettung von Umständen – Himmel! Donnerwetter noch einmal! – Was sagten Sie, Geliebteste?]* machen.
- 41 | 8 *zorniger*] immer zorniger
- 41 | 12/13 *die Zügel*] sie
- 43 | 29 *das Haupt*] den Kopf
- 43 | 30 *Er*] Ulrich
- 43 | 34 *erträglicher als damals, ja*] erträglicher ja
- 44 | 21 *Bosheit*] Bosheiten
- 45 | 4 *indeß*] in der Zeit
- 45 | 9 *Dieser*] Er
- 46 | 14/15 *natürliche Religion*] reformirte Religion
- 47 | 18–20 *lernte manchen neuen Gedanken kennen, manchen alten würdigen; und schätzte vorzüglich die Vorstellungen und schrieb sie nieder,*] lernte manche neue Ideen kennen,

- und vorzüglich als wichtig schätzen und niederschreiben,
- 47 | 25 *sich auswendig*] sich fest auswendig
- 47 | 31 *von dem Vorsatz*] von der Idee
- 48 | 14 *das Buch*] es
- 49 | 17 *hatten.*] hatten.
- Der Verfasser hat schon lange auf die Gelegenheit gelauert, seine großen Theaterkenntnisse an den Tag zu legen, so, daß er es hier unmöglich unterlassen kann, eine Pause in der Geschichte, die überdies bald geendigt seyn wird, zu machen, und seine Gedanken gegen einen vernünftigen Leser auszuschütten.
- zum Theater mußte jedermann haben,] zum Theater zu haben,
- 50 | 5/6 *jene Bewunderung erregten,*] jene bewundert wurden,
- 51 | 12/13 *Thor gewesen wäre,*] Thor gesteckt hätte,
- 51 | 24 *auf Begehren*] auf Befehl und Begehren
- 52 | 8 *könnten. – –]* könnten.
- Dies ist meine Meinung über den Verfall des deutschen Theaters, und ich bitte jedermann um Verzeihung, wenn ich in meinen Bemerkungen zu scharfsinnig gewesen seyn sollte.
- 53 | 8 *nun die Fülle der niedrigen Kabalen kennen,*] nun das Gedränge von niedrigen Kerlen kennen,
- 53 | 21/22 *nachher. Ulrich sieht jetzt als Kaufmann dem*] nachher, und als Kaufmann hat ihn der Erzähler dieser Geschichte kennen gelernt. Er sieht jetzt dem
- 53 | 23/24 *haushälterisch, und alle Leute sagen von ihm, er sei ein solider, vernünftiger Mann geworden.*] haushälterisch, und da ihm der Verfasser einen Theil des Honorars versprach, hat er ihm gegenwärtige Geschichte erzählt, die ich mich aus dieser Ursach mit scharfsinnigen Beobachtungen versehn unter die *Straußfedern* zu stecken für berechtigt hielt, denn ich habe sie

nicht erfunden, sondern der Erfinder lebt noch und seine *Louise* ebenfalls, die es beyde, wenn es nöthig wäre, bezeugen könnten.

Fermer, der geniale

57 | 26 *jetzt, ein Bedienter öffnete die Thür.* –] jetzt, aber ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, erlaube mir der Leser eine kleine Vorrede,

die schon vor dem vierten Bande dieser Sammlung ihren Platz hätte finden sollen; ich schalte sie listigerweise hier ein, damit ich um so mehr versichert bin, daß man sie nicht überschlägt.

Ich habe mir schon oft den Kopf zerbrochen, warum die meisten Leser sich so gar nichts aus einer Vorrede machen, daß sie gleich immer zum Werke eilen, um nur den Helden der Geschichte recht bald kennen zu lernen, so daß sie darüber den wahren Helden, der den anderen hervorbringt, gänzlich vergessen. Ich muß gestehn, daß ich weit mehr Vorreden als Bücher lese, denn die Verfasser schildern sich meistentheils mehr darinne, als sie selber wissen; um mich zu belehren und zu bessern, lese ich daher oft die Vorrede und lasse das moralische, oder politische, oder unterhaltende Buch selber ungelesen. Da ich aber den Werth einer Vorrede so sehr zu schätzen weiß, so sollte es mich eben deswegen sehr kränken, wenn der Leser gegenwärtige, äußerst unentbehrliche Vorrede überschlüge.

Der kritische Leser wird schon aus einigen gelehrten Blättern ersehnen haben, daß seit dem vierten Bande ein anderer Verfasser als der des Siegfried von Lindenberg, die Straußfedern fortsetzt, und ich habe schon immer im Stillen gefürchtet, daß aus diesem Grunde (die tausend bessern Gründe ungeachtet),

diese Sammlung von Erzählungen dem Leser weniger gefallen möchte, als die drey ersten Bände.

Wenn man es genau überlegt, so ist es für einen Schriftsteller ein sehr schlimmer Umstand, daß er immer von seinen Lesern abhängt, die wenigen unter den Deutschen, die es so weit gebracht haben, daß sie gefallen, sie mögen auch schreiben was sie wollen, sind in der That zu beneiden. Wenn ich aber an meine Leser denke, so gerathe ich augenblicklich in eine solche Furcht, daß ich erst eine Weile die Feder niederlegen muß, mich zerstreuen und von der Vorstellung des Lesers erholen, ehe ich weiter schreiben kann. Dem einen sind die Erzählungen nicht unterhaltend, dem anderen nicht fein genug, einer tadelt den Vortrag, der andere den Inhalt; ein dritter liest sie gar nicht, sondern recensirt sie nur. Ich bin mit den gewöhnlichen Herzstärkungen der Autoren unbekannt, ich habe keine Freunde, die mich bewundern, und die Welt und ihr Urtheil verachten lehren, ich kenne mich selbst zu gut, um ohne diese Freunde stolz zu seyn und wieder zu wenig, um genau zu wissen, wie viel ich als Herausgeber der Straußfedern werth bin – kurz – ich weiß durchaus nicht, woran ich mit meinem sogenannten geneigten Leser bin.

Vieles in der Welt, besonders aber der Geschmack, beruht bei den meisten Leuten nur auf einem Vorurtheil. Ich sage dies nicht, um mich zu rechtfertigen, sondern nur um den Leser darauf aufmerksam zu machen, wenn er sich etwa in diesem Falle befinden sollte.

Das Vorurtheil ist in der Welt immer noch sehr mächtig, viele Leute gelten nur deswegen für witzig, weil andre es von ihnen sagen, ja ich habe zuweilen

aus keinem bessern Grunde ganze Bücher für philosophisch gehalten. Dies fühlte auch ein berühmter Hanswurst sehr gut, der, nachdem sein Vorgänger abgenutzt und todt war, zum erstenmal das Wiener Theater betreten sollte. Er fühlte seine Schwäche und die große Macht des Vorurtheils, als er daher auftrat, fiel er vor einem verehrungswürdigen Publikum auf die Knie und bat ums Himmelswillen, daß man doch ja über ihn lachen möchte. Er erreichte dadurch seinen Entzweck ab besten. – Ich möchte etwas ähnliches versuchen, wenn ich mir nur versprechen könnte, daß es eben so gelingen würde.

Bitte:

»Meine Verehrungswürdigen! geruhen Sie allseits an meiner geringen Spaßhaftigkeit, an meinem wenigen Witze ein Vergnügen zu finden, weil ich sonst der Verzweiflung nahe bin, und ich mit den schmerzhaftesten Tönen ausrufen muß: oleum et operam perdidit! – Wenn Ihnen an dem Leben eines Menschen nur etwas gelegen ist, so geben Sie sich die Mühe, mich nur ein klein wenig zu bewundern, es kann ihnen ja so viele Mühe nicht kosten, und Sie sind ja sonst nicht so sparsam damit.«

Ich wollte mich nun eigentlich noch in Kupfer stechen lassen, wie ich demüthig auf den Knien liege, und ich hoffe, daß man mich aus bloßer Rührung, aus purem Mitleide, sehr witzig finden würde. – Ich kann nicht begreifen, warum noch kein einziger Buchhändler auf diesen Gedanken gekommen ist, es würde vielleicht mehr wirken, als ihre pomphaften Ankündigungen.

Es thut mir leid, daß der Rezensent in der Nürnberger gelehrten Zeitung nun durch mich selbst

erfährt, daß Hr. *Müller* diese Straußfedern nicht mehr schreibt, denn indem der Rezensent vom fünften Teile spricht, kann er nicht genug den Witz und die unerschöpfliche satyrische Laune dieses Schriftstellers bewundern; er hat mich also gelobt, ohne es zu wissen; ich sage ihm den ergebensten Dank, und bitte nur, unermüdet auf dem Wege fortzufahren; es sollte mir sehr leid thun, wenn er jetzt diese Sammlung von Erzählungen schlechter fände, seit er weiß, daß sie von Niemand, als einem anonymen Schriftsteller herrühren, der nicht einmal den Muth hat, seinen Nahmen zu nennen.

Die nicht rezensirenden Leser mögen sich übrigens davon ein Beispiel nehmen und sehn, wie viel ein günstiges Vorurtheil vermag. Ein günstiges Vorurtheil ist ein sehr mächtiger Freund und Beschützer. – Ich will mich also hiermit dem ganzen Publikum empfohlen haben.

Doch, es ist wohl endlich Zeit, zur Geschichte zurückzukehren.

Der Liebhaber klingelte, ein Bedienter öffnete die Thür. –

57 | 27 *hinauf,*] hinauf (denn es ist zuweilen gut und angenehm, alles recht weitläufig zu beschreiben),

57 | 28 *Ohne weiter]* Ohne aber weiter

58 | 33 *doch]* auch

59 | 20/21 *nicht mehr daran glauben kann.]* nicht mehr recht daran glauben kann.

Meine Leser mögen also den Helden dieser Geschichte entschuldigen, daß er nicht besonders schön ist; denn das sind Gaben die der Himmel giebt, und für die Niemand kann.

60 | 13 *Bewunderung]* Beendung

62 | 15 *erfuhr, sie sei die]* erfuhr, die

- 63 | 16 *fragte*] sagte
 64 | 1 *kann jedoch nicht*] kann ja doch nicht
 65 | 32 *von*] vom
 67 | 18 *nichts geringeres als*] nichts weniger als
 68 | 22 *Gefallenen keine weitläuftigen*] Gefallenen weitläufige
 70 | 9 *froh; er aß*] froher, aß
 70 | 10 *rauchte*] er rauchte
 70 | 10 *zog*] er zog

Der Naturfreund

- 76 | 23 *in einer halben Stunde*] in einem halben Monde
 77 | 5 *fragte*] stutzte
 78 | 13 *Erzählung Wort für Wort zu lesen*] Erzählung ordentlich Wort für Wort zu lesen (weil sie so ganz ohne Bedeutung ist, wollen wir mit ihr auch dieses Bändchen*) schließen),
 *) Anmerk. des Setzers. Diese Erzählung ist vom letzten Bande in der Druckerei zurück geblieben.
 78 | 16 *falle.*] falle.
 Ich hoffe übrigens, es wird dem Leser nicht auffallen, daß ich diese Briefe, die durch einen Zufall in meine Hände gekommen sind, bekannt machen, denn daran muß er (oder er ist ein Leser, der nur wenig gelesen hat), in unserm Zeitalter schon gewöhnt seyn. Dadurch, daß jedermann die Briefe nun liest, die ich nicht einmal hätte lesen sollen, wird das Unrecht, das ich gethan habe, allgemein und eben dadurch wieder Recht.
 80 | 7 *auch um ihn;*] auch nach seiner Gesellschaft;
 82 | 6 *Neckereien*] Neckungen
 84 | 6 *Weller*] Wellen
 84 | 20 *kommen!*] kommen?
 86 | 24 *ich bin glücklich.*] ich fühle mich glücklich.
 87 | 18 *Und weiter? –]* Und weiter? – fragt der Leser. –

Die gelehrte Gesellschaft

- 91 | 5 *angkleidet*] angezogen
 91 | 6–8 *Wer ihn sah, hätte wenigstens darauf schwören sollen, daß dieses sein angelegentliches Geschäft sei, aber*] Wenn man ihn sah, so hätte man wenigstens darauf schwören sollen, aber
 91 | 10 *seinen guten Freunden*] seinem guten Freunde
 91 | 29 *jetzt ganz*] jetzt dem Leser ganz
 92 | 13 *wovon er keinen Nutzen absehn konnte.*] wenn er keinen Nutzen abgesehen hätte.
 92 | 31 *ihm.*] ihm!
 93 | 7 *Raum*] Rande
 93 | 12 *besitze.*] habe.
 93 | 17 *ernsthaft*] ernsthaftes
 93 | 31/32 *Klippe stehe,*] Klippe stände
 99 | 31 *von dem Geschwätz der Göttin*] von der Göttin
 102 | 4/5 *Universität Abgehende ermahnen,*] Universität abgehend machen
 102 | 13/14 *Schicksal im Gedicht*] Schicksal, ein Gedicht,
 102 | 23 *und weinte, er hatte nach*] und meinte, er hätte nach
 104 | 5–7 *verwiesen; noch mehr, als ich nachher das Wort Botschafter, was richtiger war, für Ambassadeur und Abgesandter einschwärzen wollte.*] verwiesen;

Der Psycholog

- 109 | 7 *philosophische*] philologische
 109 | 8 *Irrenanstalten*] Irrenhäuser
 109 | 30/31 *Eintretenden, und ließ*] Eintretenden, ließ
 110 | 32/33 *hatte jemand bemerkt, der zu mir gekommen;*] hatte jemand zu mir gehen sehn;
 112 | 18 *seinen Weg*] seine Route

Der Roman in Briefen

- 117 | 6 *darüber*] davon
 117 | 8 *sagte Madam*] sagte die Madam
 117 | 10 *fiel ihr Verehrer*] fiel ihr ihr Verehrer
 117 | 34 *auf ihrem Tempel*] auf ihrem Delphischen Tempel
 118 | 1 *denn*] dann
 118 | 30 *Der Ort,*] Die Scene,
 119 | 11 *Lachens.*] Lachens.
 Nach diesen Bemerkungen über das Lachen wollen
 wir zur eigentlichen Geschichte zurückkehren.
 119 | 21 *eigentlich*] denn eigentlich
 121 | 14 *der Gedanke*] die Idee
 121 | 30 *Einheit bilden?*] Einheit ausmachen?
 122 | 13 *ich irgend etwas*] ich sonst etwas
 123 | 5 *die zu große Zartheit*] die große Zartheit
 126 | 10 *nicht anerkennt,*] nicht kennt,
 127 | 25 *würde mich*] würde mir
 128 | 19 *in ein Buch*] in einem Buche
 128 | 29 *auswendig lernte, und*] auswendig konnte und
 128 | 29 *sie mich*] sie mir
 129 | 11/12 *dieses Gedankens überdrüssig*] dieser Idee überdrüssig
 129 | 12 *der*] die
 129 | 33 *zugestehn*] zugeben
 130 | 3 *die sich,*] die sich
 132 | 2 *daß wir uns verspotteten*] daß wir uns übereinander
 moquirten
 133 | 6 *Welt,*] Welt
 133 | 11 *Sie mir und*] Sie mich und
 133 | 17 *davor*] davon
 133 | 26 *Sie mir ja*] Sie mich ja
 133 | 27 *lasse mir gern*] lasse mich gern
 135 | 6 *Schwatzhaftigkeit*] Scherzhaftigkeit
 136 | 14 *habe mich schon*] habe mir schon
 136 | 14/15 *Rezens-Enten*] Recensenten

- 136 | 17 *hat mich*] hat mir
 136 | 24 *Rezins-Enten,*] Recensenten.
 136 | 27/8 *Ritzzins-Enten*] Rezensenten
 136 | 31 *unter honette Leute*] unter honetten Leuten
 136 | 33 *Jahre, um gescheut*] Jahre nun gescheut
 137 | 11 *sie*] Sie
 138 | 2 *anderm*] andern
 141 | 20 *Rehcensenten*] Recensenten
 142 | 31 *vor dem Paradoxen*] vor den Paradoxen
 143 | 14-16 *dienen. Günther*] dienen.
 Der Erzähler nimmt nun nach diesen eingeschalteten
 Briefen den Faden wieder auf.
 144 | 12/13 *Briefe einbinden*] Briefe ordentlich einbinden

Emendationen**Ulrich, der empfindsame**

- 17 | 9 eröffnet → eröffnet
20 | 12 eine → keine
30 | 20 hatte noch noch → hatte noch
33 | 2 eiuer → einer
34 | 2 ihren → ihnen
34 | 10 zn → zu
34 | 26 Ullrich → Ulrich
36 | 27 nnd → und
45 | 17 häte → hätte

Der Naturfreund

- 76 | 30 Schnarchen. → Schnarchen,

Die gelehrte Gesellschaft

- 102 | 30 J, es → Ja, es
104 | 6 Abgesandter [in der Druckvorlage nicht kursiv, im
Erstdruck schon]
104 | 22 ich es es noch → ich es noch

Der Roman in Briefen

- 128 | 7 sochen → solchen
132 | 31 beiben → bleiben

Rahel Varnhagen von Ense

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde



Herausgegeben und mit einer
Einleitung versehen
von Inge Brose-Müller

Rahel Varnhagen von Ense, geborene Levin (1771–1833), ist als Briefe schreibende Frau eine bedeutende Schriftstellerin geworden, weil diese Briefe nicht nur der Mitteilung und dem Gedankenaustausch zweier Menschen dienen, sondern herumgereicht werden, Nachrichten sind, Theater- und Kulturkritik, Reisebericht, Ratgeber. Rahel versteht ihre Briefe als »Originalgeschichte und

poetisch«. Weil diese von Karl August Varnhagen und seiner Nichte, Ludmilla Assing, gesammelt und veröffentlicht wurden, sind sie zu einem Werk zusammengewachsen, das inzwischen auch in historisch-kritischen Ausgaben erschlossen wird.

Nachdem in den letzten Jahren die ursprünglich als Privatdruck erschienene einbändige Erstausgabe von *Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde* (bei Matthes & Seitz) sowie eine auf dem Nachlass beruhende rekonstruierte »dritte« Auflage (bei Wallstein) publiziert wurden, legen wir die zweite, dreibändige Auflage in ihrer ursprünglichen Textgestalt, aber in kritisch durchgesehenem Neusatz vor.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde
Erster Theil (Berlin, 1834)
Klappenbroschur | 598 Seiten | € 24,90
ISBN 978-3-944720-06-7

GOLKONDA VERLAG | Charlottenstr. 36 | 12683 Berlin-Biesdorf
www.golkonda-verlag.de

Henrich Steffens

Was ich erlebte



Der Naturphilosoph und Schriftsteller Henrich Steffens (1773–1845) wurde in Norwegen geboren, wuchs in Dänemark auf und verbrachte viele seiner prägenden Jahre in Deutschland. Seine zehnbändige Autobiographie *Was ich erlebte* ist ein literarisches wie zeitgeschichtliches Dokument ersten Ranges, das neben Goethes *Dichtung und Wahrheit* und Varnhagen von Enses *Denkwürdigkeiten* bestehen kann.

Wir legen, zum ersten Mal seit dem Erstdruck 1840 bis 1844, eine vollständige Neuedition vor. Die zehn Bände sollen im Laufe der Jahre 2014 bis 2017 erscheinen und durch einen Zusatzband mit Einleitung, Kommentar und Register erschlossen werden.

Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen
von Bernd Henningsen

Band 1 (1840) | Klappenbroschur, 249 Seiten | € 16,90
ISBN 978-3-944720-03-6

Band 2 (1840) | Klappenbroschur, 200 Seiten | € 16,90
ISBN 978-3-944720-04-3

Band 3 (1840) | Klappenbroschur, 209 Seiten | € 16,90
ISBN 978-3-944720-14-2

Band 4 (1841) | Klappenbroschur, 257 Seiten | € 16,90
ISBN 978-3-944720-85-2

Band 5 (1842) | Klappenbroschur, 226 Seiten | € 16,90
ISBN 978-3-944720-86-9

GOLKONDA VERLAG | Charlottenstr. 36 | 12683 Berlin-Biesdorf
www.golkonda-verlag.de

Johann Karl August Musäus

Straußfedern



*Herausgegeben von Hannes Riffel
Mit einem Nachwort
von Annette Antoine*

Von dem großen Berliner Verleger Friedrich Nicolai konzipiert und in Auftrag gegeben, gehört die achtbändige Straußfedern-Anthologie zu den verlorenen Kleinoden der deutschen Literatur. Einerseits noch der Aufklärung verhaftet, andererseits auf die Romantik vorausweisend, werden hier Erzählungen präsentiert, die belehren und unterhalten sollen – und vor allem Letzteres bis heute auf

die angenehmste Weise tun. Zum ersten Mal seit dem Erstdruck 1787 wird hier eine Neuedition des ersten Bandes vorgelegt, der vollständig aus der Feder von Johann Karl August Musäus stammt. Das Nachwort stellt den Autor vor und schildert die Entstehung der Straußfedern-Reihe in ihrem literatur- und verlagshistorischen Zusammenhang.

Straußfedern.

Erster Band, Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolai. 1787.

Klappenbroschur | 189 Seiten | € 16,90

ISBN 978-3-944720-47-0

GOLKONDA VERLAG | Charlottenstr. 36 | 12683 Berlin-Biesdorf

www.golkonda-verlag.de